

Annie Sonnenberg

Leonies Rosenbeet

Eine Erzählung zum Vorlesen
an langen Herbst- und Winterabenden

Satz: Marcel Dennhardt, Braunschweig
Printed in Germany. Alle Rechte vorbehalten.

© Copyright 2015 by Annie Sonnenberg.

Stellt euch vor, wir wären gute Freunde. Stellt euch vor, wir hätten uns auf einer Reise abends gemeinsam in einer großen westfälischen Bauernstube zusammengesetzt. Es ist kalt geworden draußen, dunkel und feucht. Drinnen brennt das Feuer im Kamin und hält uns warm, doch auch das Herz verlangt nach einer Stärkung. Drum hört, ihr Weisen, Denker, Wissende, die einfache Geschichte zweier Seelen in einem Land nicht weit von hier, dort draußen. Ein gutes Land ist es, mit all seinen Hügeln und fruchtbaren Tälern. Ein Land, in dem es mannigfaltige Geheimnisse zu entdecken gibt. Für einen Jungen in einem Alter, in dem er Knappe werden könnte, ist es dort wie im Traum.

Das gilt natürlich auch für Mädchen.

1. Das Siegel

»Nein«, meinte Ricardo und lächelte. »Bei allem Respekt, aber ich denke, so einfach ist das nicht.« Der Knappe stand neben seinem Fürsten Cuculaínn am Rand der Gruppe erwartungsvoller Dorfbewohner und wärmte seine Hände am Lagerfeuer.

»Nicht so einfach? Wieso, was soll es denn sonst sein?« Der junge Ritter tauchte aus seiner offensichtlichen Verliebtheit auf und schaute verwirrt umher.

Ricardo wurde unsicher. »Sie ist ... komisch. – Einfach komisch.«

»Ric, lass den Quatsch. Jeder weiß, dass sie sich seltsam benimmt, aber niemand kann es begründen. Die meisten können nicht einmal beschreiben, was sie stört. Dass sie anders sein soll als wir, ist vermutlich nur Gerede.«

Der Jüngere der beiden wandte leicht den Kopf und sah mit klaren blauen Augen das Mädchen an, das ihm gegenüber auf einer Bank am Feuer saß und die sein Ritter bereits den ganzen Abend angestarrt hatte. »Vermutlich«, sagte er. Und damit schwiegen sie.

*

Leonie war gar nicht wohl. Aus irgendeinem Grunde hatte sie sich nie richtig zugehörig gefühlt zu ihrem Dorf. Sie hatte sehr früh ihre Eltern verloren, lebte im Gebäude der alten Mühle unten am Fluss und verdingte sich um ein paar Schnitten Brot beim Müller, der keinen Hehl daraus machte, dass er sie nicht besonders mochte.

Das junge Mädchen stand von der Bank am Feuer auf und wandte sich in die Richtung des großen Waldes.

Dieser Ritter Cuculaínn und sein Knappe Ricardo starrten sie so komisch an. Sicher würden sie gleich über sie sprechen, und es würden keine freundlichen Worte sein. Es war gut, wenn sie ging. Aber aus irgendeinem Grunde vermochte sie den Anblick von Ricardos freundlichen Augen nicht aus ihren Gedanken zu vertreiben. Der junge Mann wirkte anders als die anderen, nicht so roh.

Cuculaínn dagegen konnte sie nicht recht einschätzen. Die Ritter waren im Dorf hoch angesehen; allerdings sprachen sie zumeist nicht mit dem einfachen Volk. Nur bei Festen wie diesem zeigten sie sich ohne Rüstung – bei Opferfesten, die Leonie verabscheute.

Die anderen Dorfbewohner glaubten, dass mit einem Opfer das Gleichgewicht der Kräfte in der Welt wieder in Ordnung gebracht werden konnte, und das war eine Vorstellung, die auch ihr guttat. Aber ihr war nicht wohl dabei. Es war, als ob ihr irgendetwas fehlte.

Leider konnte sie sich niemandem anvertrauen, außer dem Müllergesellen. Den fragte sie, weshalb ihr als einziger die Freude am Fest verborgen blieb, aber sie erhielt nur ausweichende Antworten, denn er wusste auch nicht genau, was mit ihr nicht stimmte. Und davon wurde ihr erst recht nicht wohlher.

*

Die Dorfbewohner begaben sich in einer langen Prozession vom wärmenden Lagerfeuer in die Kälte hinaus. Opferfesttage waren zugleich potentiell Tage des Gerichts, und auch diesmal war jemand angeklagt worden. Die Spannung stieg mit jedem Schritt, bis es endlich so weit war: Die Richter hatten entschieden, und der Müllergeselle erklimm den Glockenturm, bereit zu läuten. Wenn alle versammelt waren, würde die sanfte Bronze erklingen. Zweimal verkündete Schuld, dreimal Unschuld des Angeklagten.

Auf der höchsten Klippe, am Rand des Dorfes, stand eine junge Frau mit einem Strick um den Hals. Leonie musste nicht ihre Sehkraft bemühen, um zu wissen, dass daran ein Stein befestigt war. Die Frau sollte dem Meer überantwortet werden. Nahmen die Wellen ihren Leib auf und ging sie unter, galt sie als unschuldig und mit der Mutter Erde versöhnt. Andernfalls war sie mit Sünde verseucht und musste umgebracht werden, um das Dorf zu schützen.

So ging es an jedem Gerichtstag im Dorf zu.

»Was ist?«, fragte Cuculaínn freundlich und legte einen Arm um Leonies Schultern. »Du solltest dich freuen.«

»Ja«, sagte sie nur. Aber in ihrem Inneren rebellierte es: Cuculaínn hatte keine Ahnung. Die arme Frau hat gar keine Chance, dachte sie. Und sah

ihr direkt in die sanften braunen Augen, die vor Angst ganz groß geworden waren.

Plötzlich schrie die Unbekannte auf. Leonie fuhr aus ihrer Betrachtung.

»Caitlín«, kam es von der Klippe, »Caitlín!«

Erst jetzt erkannte Leonie, dass die Frau ein Amulett in der Hand hielt, das an einer Kette befestigt war. Sie sah der Unbekannten wieder in die Augen.

Die Fremde starrte zurück. »Caitlín!«

Mit diesem Wort schwang die Verurteilte das Amulett in die Zuschauerschaft.

Leonie hatte nur noch einen Gedanken: Sie musste das Siegel finden! Sie kroch zwischen den Füßen der Herumstehenden hindurch und zwängte sich an der beifallklatschenden ersten Reihe vorbei.

Die Glocke ertönte.

Bim. Leonie riss das Siegel an sich.

Bim. Nur ein Herzschlag – – –

Bim.

Das leiernde Gemurmel des Priesters kam Leonie abscheulich vor.

Fiona entzündete eine Fackel und summt eine kleine Melodie.

*

Keiner von ihnen wusste später zu berichten, wie es genau geschehen war. Leonie war in ihrer Wut nach vorne gestürmt und hatte sich auf den Priester gestürzt. Cuculaínn hatte das bemerkt und war ihr gefolgt, um sie zurückzuhalten, Ricardo dicht auf seinen Fersen. Aber Leonie war schneller.

Der Priester schrie um Hilfe und wehrte die Hände des Mädchens ab, die seinen Hals umklammerten. Ihre entschlossenen Augen trafen auf dem Höhepunkt des Zorns die seinen: ihre voller Leben, seine schwach und ohne jede Hoffnung. Noch nie hatte sie solche Verachtung gefühlt. Sie drückte ohne Erbarmen weiter zu.

Cuculaínn packte sie am Kragen; gleichzeitig schrie einer der Wächter: »Nehmt sie fest und werft sie in die See!«

Ricardo versuchte, Leonie etwas zu sagen, aber er kam gegen den Lärm der Menge nicht an. Cuculaínn drängte sie, völlig gegen seinen Willen, auf die Klippe zu. Da packte ihn eine fünfzehnjährige Hand am Arm: sein Knappe Ricardo. Eine Stimme an Leonies Ohr rief laut und vernehmlich: »Lauf!« – und ehe Cuculaínn wusste, wie ihm geschah, war er zum Komplizen und Hochverräter geworden.

*

Das Leben absorbierte jeden Gedanken im staubigen Sandweg, bevor er geäußert werden konnte, und bewahrte ihn sicher in einer Schublade der Ewigkeit auf. So liefen die Freunde schweigend nebeneinander her.

Wegen des Opferfestes war ein Feiertag ausgerufen worden, deshalb hatten die Ritter ihre Waffen in einer gut bewachten Hütte mitten im Dorf deponiert; ihre Pferde standen im gemeinschaftlichen Stall, der ebenfalls unter Aufsicht stand. Nicht einmal Rüstungen trugen die Kämpfer, aus Respekt vor der Zeremonie. So war Cuculaínn sämtlicher ritterlicher Kennzeichen beraubt, was ihn nachdenklich machte.

Schließlich meinte Ricardo: »Wir werden ein Nachtlager brauchen.«

Cuculaínn antwortete: »Zehn Meilen von hier liegt Chesterford, von dort können wir uns zu meinen Ländereien durchschlagen.«

»Zehn Meilen?« warf Leonie schmollend ein. »Dann muss ich aber vorher rasten.«

»Ja«, stimmte Ricardo zu. »Am besten jetzt. Mir tun die Füße weh.«

Leonie latschte betont langsam auf einen Eichenstamm zu und setzte sich. »Ich bin jedenfalls froh, da raus zu sein. Die Frau tat mir leid.«

»Wieso?«, fragte Cuculaínn verblüfft. »Sie hatte es verdient. Das ist überall so: Abtrünnige werden verurteilt.«

»Ich hoffe nicht«, murmelte Leonie und rupfte einen Grashalm ab. Damit verstummte das Gespräch. Sie piffte eine kurze Melodie auf dem grünen Instrument.

»Sag mal«, fragte Ricardo unvermittelt, »Chesterford – das ist doch da, wo Dragon George gelebt hat?«

»Ja«, antwortete Cuculaínn, »aber das ist lange her.«

Leonie war mit einem Schlag wieder wach. »Dragon George? Toll! Er ist einfach toll!«

»Du meinst, er *war* einfach toll«, besänftigte Cuculaínn. »Er ist tot.«

»Oh, sei doch nicht so langweilig. Ich will jedenfalls so werden wie er!«

»Du?«, staunte Ricardo. »Du bist doch ein Mädchen!«

»Na und?« Leonie war beleidigt. Und danach sofort wieder begeistert:
»Wie er den Drachen besiegt hat ... Zu Fuß! Große Klasse, ganz große Klasse!«

»Du, Ric?« fragte Cuculaínn mit einem Gesicht, das unbewegt auf Leonie gerichtet war. »Sie ist *wirklich* komisch.«

*

2. Der Dichter

Eine Eule flog auf, lautlos. Einige Zweige des Astes, auf dem sie sich niedergelassen hatte, zitterten. Ein Tannenzapfen fiel zu Boden. Der Mond stand endlos tief gelblich am Himmel, vom Boden aus erkennbar durch Lücken im Dickicht der Bäume. Modriger Geruch lag in der Luft.

Die Fliehenden hatten Chesterford beinahe erreicht, es waren nur noch drei Meilen bis dorthin, aber Leonie hatte plötzlich Bauchschmerzen bekommen, und außerdem war es bereits seit einiger Zeit völlig dunkel gewesen. So hatten sie beschlossen, ihr Lager im Wald aufzuschlagen.

Als der Mond aufging, schlief Ricardo bereits. Cuculaínn hielt Wache. Leonie lag wach und wunderte sich, wie schnell man erwachsen werden konnte. Dieser Gedanke hielt sie für geraume Zeit in seinem Bann und half ihr über die Krämpfe in ihrem Unterleib hinweg.

Schließlich hörte sie auf, über das Erwachsenwerden nachzusinnen, und da kam ihr zu Bewusstsein, wie schön Cuculaínn im Mondschein aussah. Seine langen blonden Haare, die unklar ließen, wie er sie in einem einzigen Helm unterbringen konnte, umrahmten ein längliches Gesicht von großer Klarheit. Seine grünen Augen lächelten geheimnisvoll, während der Rest seines Antlitzes ernst hinaus in die Welt blickte. Aus irgendeinem Grunde musste die kleine Löwin tief seufzen.

*

Als Leonie am nächsten Morgen aufwachte, war das erste, das ihr in die Hände fiel, das Amulett der fremden Frau. Sie versuchte, es aufzuklappen. Sie musste herausfinden, wer diese Caitlín war, deren Namen die Verurteilten gerufen hatte. Vielleicht gehörte das Siegel ihr. Sie *musste* sie finden und es ihr zurückgeben! Aber die beiden silbernen Hälften waren wie aneinandergeschmolzen. Sie ließen sich nicht öffnen, so sehr Leonie sich auch bemühte – nicht einmal unter Zuhilfenahme eines Stockes und grober Gewalt.

Cuculaínn wurde aufmerksam. »Lass mich mal versuchen«, bot er an und benutzte die Spitze seines Dolches als Hebel. Völlig wirkungslos.

»Caitlín«, murmelte Leonie.
»Was?« Cuculaínn sah ihr in die Augen. Sie hielt seinem Blick stand.
»Das ist der Name, den die ... die Fremde gerufen hat.«
»Ach so«, flötete der Ritter fröhlich und verstand nicht.
»Wer sie wohl ist?«, fragte Leonie in fast zärtlichem Ton und betrachtete das Amulett von außen.
»Ich weiß nicht«, sagte er. »Lass uns essen.«
»Auf jeden Fall klingt es abenteuerlich«, sagte Leonie. »*Caitlín*. Richtig romantisch.«

Ein weniger romantisches Röhren ertönte, als hinter ihnen jemand herzhaft gähnte. »Hunger!« kommentierte Ricardo, der inzwischen aufgewacht war und aus dem Versteck seiner Wolldecke hervorkroch. »Redet nicht von Weiberkram, wenn's was zu essen geben soll.« Wobei er geflüsterlich verschwieg, dass auch er beim Klang des alten Namens erschauerte.

Fiona saß im Schein der Fackel und sumnte eine kleine Melodie.

*

Zwei Meilen vor Chesterford hielten die Flüchtenden sich nahe am Weg, aber immer bereit, sich tiefer in die Büsche zu schlagen, falls Verfolger auftauchten. Plötzlich raschelten die Büsche.

Leonie blieb stehen und hielt die Nase in den Wind. »Was ist das?«

»Ich weiß nicht. In die Bäume, los!« Cuculaínns starke Hände drängten seine Begleiter tiefer in den Wald. Drei Augenpaare starrten auf den Sandweg, sechs Ohren lauschten dem Atem ihrer Körper.

Ein Reiter kam vorbei.

Und was für einer.

Ein Bündel bunter und ehemals kostbarer Stoffe, wild zusammengeflickt, bildete sein Wams. Unter dem linken, zerschlissenen Ärmel befand sich eine Leier. Mit derselben Hand hielt der Reiter die Zügel, die Schwerthand war frei – aber er trug keine Waffe.

»Was für'n komischer Vogel!«, brach es aus Ricardo heraus.

Der Reiter drehte sich um. Weil er dabei unversehens an den Zügeln zog, blieb das Pferd abrupt stehen. Der Fremde ruckte nach vorn, hielt

aber den Kopf unbeeindruckt nach hinten gewandt. Anscheinend war er an derlei Manöver gewöhnt.

»Die Augen des Waldes, jetzt sprechen sie schon!«, kommentierte der Unbekannte mit zitternder Stimme, die für einen Mann viel zu hoch klang. Offensichtlich gefiel ihm die Melodie seiner eigenen Worte, denn er nahm unvermittelt Abstand von der Idee, nachzusehen, wer ihn aufgeschreckt hatte, befreite seine Leier aus ihrer Verankerung unter seinem Arm, probierte ein wenig herum und komponierte ein Lied zum Text.

Leonie fasste nur ein ganz kleines bisschen Vertrauen.

Praktischerweise stellte sich kurz darauf heraus, dass der Barde John hieß, einst Hofsänger gewesen war und sich in Chesterford gut auskannte; schließlich war er dort geboren. Er bot sich an, ihnen die Stadt und die Stätten Dragon George's zu zeigen, also machten sie sich gemeinsam auf den Weg.

Dabei erzählte der Sänger so ganz nebenbei praktisch sämtliche Sagen, die sich im Laufe der wenigen Jahre seit dem Tod des Helden um dessen Person gerankt hatten. Mitunter nahm er seine Leier zur Hand und sang einige Passagen, die ihn besonders faszinierten.

Leonie, die wegen ihrer Bauchschmerzen auf dem Pferd sitzen durfte, das er am Zügel führte, gewann ein wenig mehr Vertrauen zu dem unbekanntem Sänger und lauschte begeistert seinen Worten.

*

An der Stadtmauer Chesterfords mussten die neuen Freunde das Pferd in die Obhut eines Stallknechtes geben. Anschließend führte John, der Barde, die bunte Truppe geradewegs auf einen grasbewachsenen Platz zwischen der Umfriedung und dem Brunnen des Ortes. Dort saßen im hellen Schein der Nachmittagssonne ein paar Gaukler.

An der Mauer stand ein blaubemaltes Zelt mit allerlei Verzierungen. Davor hockte eine junge Frau mit langen blonden Locken, die mit traurigem Blick in die Ferne starrte und niemals zu lachen schien. Je länger Leonie die Fremde betrachtete, desto stärker spürte sie deren Melancholie.

Neben der unbekanntem Frau stand ein Mann, in einen schwarzen

Umhang gehüllt und mit einem Papagei auf der Schulter. Als er John sah, lief er langsam auf ihn zu. Seine Schritte verrieten eine Würde, die mit einsamem Durchhalten teuer erkaufte war. Die beiden Männer umarmten einander, und der jüngere deutete mit dem Kopf auf seine Frau. Leonie hatte den Eindruck, als wolle er darüber hinwegtäuschen, dass die junge Gauklerin, die mit ihm durchs Leben zog, zu keiner fröhlichen Begrüßung fähig schien.

»Spricht sie immer noch nicht mit mir?«, fragte John.

»Nein«, erwiderte der Gaukler.

»Nein«, wiederholte der Papagei.

»Ruhe!«, kommandierte der Gaukler.

In diesem Moment kam ein kleiner Junge um die Ecke gelaufen, der mit fünf Bällen gleichzeitig jonglierte. Ricardo wäre vor Staunen der Mund offen stehengeblieben, wenn der zufällig gerade geöffnet gewesen wäre. Er starrte fasziniert auf den Kleinen, der noch keine zehn Jahre alt zu sein schien und mit bauschigen Hosen bekleidet war, die über und über mit Flickern besetzt waren.

»Äh ... hallo!«, stammelte Leonie.

»Raimundus!«, äußerte John erfreut, »Hallo!« – Woraufhin er auf das Kind zustürzte, das ihm bereitwillig in die Arme fiel.

Die Bälle fielen auch. Leonie musste lachen. Ricardo dagegen sammelte die Stoffkugeln auf und fing an, mit zweien davon zu jonglieren – für den Anfang, wie Leonie grinsend vermutete.

Cuculaínn sagte überhaupt nichts; er beobachtete.

Der Junge lachte fröhlich. »Komm«, forderte er den Barden auf, »wir versuchen's nochmal!« Damit begann er, in seinen Hosentaschen nach deren Inhalt zu fischen. Nach kurzer Zeit hatten seine Versuche Erfolg: Er förderte zwei schwarze Augenmasken zutage, die sowohl ihm als auch dem Ritter von einem Ohr zum anderen reichten und nicht einmal mehr die Augenfarbe erkennen ließen, so eng waren die Sehschlitze. Leonie schrie entsetzt auf.

»Was?«, fragte John und begann, Raimundus Bälle zuzuwerfen, die dieser prompt retournierte.

Leonie hatte das Gefühl, wie daheim im Dorf von Menschen umgeben zu sein, deren Handlungen nicht ihren Überzeugungen entsprachen, die

sich versteckten und Regeln folgten, die sie bedrohten. »Nehmt die Masken ab!«, schrie sie aus vollem Hals.

»Warum? – Leo, warum weinst du?«

John lief auf sie zu, aber Ricardo war schneller. Cuculaínn stand dabei und wusste nicht recht, was zu tun war.

»Was ist los?«, fragte Ric und nahm Leonie in den Arm. »Die Masken machen dir Angst?«

Sie nickte, noch immer in Abwehrhaltung. »Ja.«

»Warum?«

»Wenn ich das wüsste!« Leonie standen vor Wut und Schrecken Tränen in den Augen.

»Hm«, kommentierte Ricardo schlicht und forderte dann die anderen auf: »Nehmt sie ab, bitte.«

»Warum?«, protestierte Raimundus. Für ihn gehörten die Masken zum Spiel, sie waren Teil seiner Arbeitskleidung.

»Schon gut«, beruhigte John, der Barde, der anscheinend gerade etwas begriffen hatte. »Ich weiß schon, warum.«

*

Auf dem Weg durch die Stadt begleitete der kleine Jongleur die Gruppe bis zur zweiten Abzweigung hinter dem Brunnen. Dann verabschiedete er sich ruhig, und niemandem wäre aufgefallen, dass er sich hinter ihrem Rücken mehrmals verstohlen umsah, um schließlich hastig hinter der nächsten Ecke zu verschwinden, wenn John nicht die Rede darauf gebracht hätte.

»Gaukler sind hier nicht erwünscht«, sagte er schlicht. »Er muss im hinteren Viertel bleiben.«

Leonie sah sich unwillkürlich nach dem Jungen um und dachte: Genau wie ich – unerwünscht. Nur mit dem Unterschied, dass ich mich überall blicken lassen darf. Durfte. Ach ja, *durfte*. Sie seufzte. Aber sie sagte nichts.

John bog in eine schmale Gasse ein, auf der zu beiden Seiten hohe Häuser aus hellem, roh behauenen Stein standen. Teilweise hatten die Wände Moos angesetzt. Hier war es kühl und modrig; hätte die Sonne nicht über den Horizont der Dächer gelugt, und wäre der blaue Himmel

nicht gewesen, hätte Leonie gewiss ihre Schritte beschleunigt, um schnell wieder auf einen freien Platz zu gelangen. Da hörten sie plötzlich Geschrei.

Cuculaínn sprang geistesgegenwärtig auf die Abzweigung zu, aus der der Lärm zu kommen schien, und was immer er dort auch sah, es veranlasste ihn, seine jugendlichen Begleiter in einen Hauseingang zu drängen.

»Schnell!«, verlangte der Ritter und öffnete über Ricardos Schulter hinweg die Tür. »Sie tragen das Wappen von Oaktown Cliffs!«

»Sie sind hinter uns her?«, fragte und weinte Leonie zugleich. Cuculaínn schubste sie unsanft durch die Tür, was ihre Stimmung nicht gerade hob.

Drinnen übernahm John die Führung, den das rasche Handeln des Ritters nicht aus der Fassung brachte. Cuculaínn hatte anscheinend genau die richtige Tür erwischt: Sie markierte den Eingang eines alten Gasthofes, dessen Besitzer den Vagabunden lächelnd begrüßte.

»Francis, mein Freund, sei uns gegrüßt. Bitte, wir brauchen deine Hilfe ...«, hub der Barde an. Weiter kam er nicht. Die Tür wurde gewaltsam aufgestoßen, und mehrere Ritter schwappten zwischen den Pfosten herein. Plötzlich herrschte überall Panik.

Allein der Wirt rührte sich eine Sekunde lang nicht, als überlege er, ob er etwas unternehmen sollte. Dann sprang er in den Weg und fragte: »Willkommen, edle Herren. Was darf ich Ihnen bringen?«

Gleichzeitig wurden Leonie und Ricardo wieder einmal geschubst, dieses Mal allerdings von John und durch die Hintertür. Da die offensichtlich rauf-lustigen Ritter sich aber durch das Angebot eines Freibiers nicht besonders lange aufhalten ließen, konnten die Freunde auch draußen nicht aufatmen. Sie rannten weiter, auf den Marktplatz zu, hinter dem die Tore lagen.

Leider war gerade Markt. Eigentlich verhiieß diese Tatsache eine gute Möglichkeit, im Gedränge zu verschwinden; nur wurden die vier auseinandergetrieben. Als Leonie und Cuculaínn versuchten, die anderen wiederzufinden, und ihre Blicke über die Bürger hinwegdelegierten, wären sie beinahe von zweien der Ritter eingeholt worden. Sie fassten einander an den Händen und rannten blindlings drauflos.

Aus dem Nichts war plötzlich der kleine Jongleur wieder da. Er machte das Mädchen und ihren Ritter durch Zeichen auf sich aufmerksam und führte die zwei im Gedränge der Menschen einher, als liefe er auf einer völlig geraden Straße. Um diesen Eindruck aufrechtzuerhalten, war er

allerdings gezwungen, ab und zu unter den Rockschoßen verschiedener Marktschreier abzutauchen. Schließlich schlug er einen Haken um die nächste Ecke, und sie standen vor dem Hauptturm der Stadtmauer.

Es handelte sich um ein besonders imposantes Bauwerk, was Leonie allerdings nicht wahrnahm, weil ihre Augen nur noch die schützenden Tore erfassten, deren eines der Junge mit einem riesigen Schlüssel öffnete. Von innen verriegelte er die Tür wieder, und dann ging es nur noch treppauf.

Erst ganz oben, quasi unter dem Dach, blieben sie stehen. Der Kleine nahm eine Leiter von der Wand, stellte sie an eine Art Loch in der Decke und meinte: »Los, rauf da. Von oben kann man die Luke verriegeln. Alles Gute!«

Woraufhin er wortlos verschwand. Leonie war mit Cuculaínn allein.

*

Währenddessen hatten sich John und Ricardo zum Gasthof zurückgekämpft. Der Barde tauschte einige Blicke mit dem Gastwirt, und schon fand sich der Knappe eine Treppe hinuntergedrängt, die unter einer geheimen Holzklappe lag und ins Dunkle führte. Francis drückte dem Sänger eine schwere, stinkende Fackel in die Hand. »Viel Glück«, hörte Ricardo noch, als der Wirt die Luke schloss.

Der größte Tisch des Schankraumes verursachte schabende Geräusche, als er wieder über die Bretter geschoben wurde. Dann war alles still, bis auf den Atem der ungleichen Gefährten, der zwischen den flackernden Schatten hin- und herhallte. Alles schien in Bewegung. Ricardos Atem ging unwillkürlich schneller.

»Wohin?« fragte er.

»Geradeaus«, antwortete John ruhig.

Da erst wurde Ricardo sich bewusst, dass sie in einem Tunnel gelandet waren.

»John?«, fragte er, und es tat gut, den Namen seines Begleiters auszusprechen. »Weißt du, wohin wir gelangen werden?«

»Ja«, sagte der Sänger fröhlich, und im Schein der Fackel konnte Ricardo nicht das wissende Lächeln erkennen, das in seinen Augen blitzte. Die Fistelstimme des Barden hallte an den Wänden wider.

Schließlich öffnete sich der Tunnel nach oben hin, und sie traten ins Freie, auf eine sumpfige Wiese unterhalb der Stadtmauer, die an ein Wäldchen grenzte. Dahinter befand sich eine riesige Felsformation.

John führte Ricardo in eine moosbewachsene Höhle, vor deren Eingang eine große alte Eiche stand. Die Fackel erlosch, es wurde stockdunkel. Ricardo sog hörbar die Luft ein.

»Ich kenn' mich aus«, beruhigte der Barde mit seinem hellen Tenor.

Ricardo versuchte, seinen Instinkten zu lauschen. Konnte man John *wirklich* vertrauen?

»Weiter!«

Ricardo hatte gar keine Möglichkeit, sich für Nichtvertrauen zu entscheiden. John, der Barde, führte ihn einfach tiefer in die Höhle hinein, die sich als besonders breiter Tunnel entpuppte.

*

Im obersten Geschoss des Turmes hatten sich die beiden anderen inzwischen häuslich eingerichtet. Es lag einiges Stroh herum, das wohl zur Isolation verwendet werden sollte, denn von oben piff der Wind durch eine Öffnung im Dach herein. Der Ritter und das Mädchen nahmen sich je einige Armvoll und bereiteten damit eine Sitzgelegenheit. Es roch sehr angenehm, wenn es auch piekste – aber das bemerkte Leonie nicht, weil sie Cuculaínn anstarrte, der es sich im Schneidersitz bequem gemacht hatte. Ihm fiel es übrigens auch nicht auf.

Während es draußen dunkler wurde, saßen die beiden nebeneinander, um sich zu wärmen, denn die Nacht war kalt. Im Grunde ihres Herzens teilten sie Gedanken und Gefühle: Beide waren vom anderen fasziniert, beide waren verliebt. An der Oberfläche ihres Bewusstseins allerdings war das Bild äußerst heterogen.

Leonie sann darüber nach, wieso sie jedesmal ein derart starker Schwindel überkam, wenn sie den Ritter ansah oder von ihm träumte; Cuculaínn dagegen überlegte, wie er genügend Holz beschaffen konnte, um die Kemenate seiner Burg zu heizen, wenn sie zu ihm gezogen war.

Leonie träumte von ihm, wie er in einem Bett lag. Sie selbst schwebte dabei merkwürdigerweise an der Decke und sah auf ihn herab, als sei er ein

kleines Kind. Sein ebenes Antlitz spielte dabei eine große Rolle. Cuculaínnns Blick dagegen wandte sich auf tiefer gelegene Körperteile. Immerhin war er ja auch fast vierzehn Jahre älter als sie.

»Mir ist kalt«, sagte Leonie plötzlich leise. Vielleicht kam das durch den Windzug vom Dach her, vielleicht aber auch durch die Ungewissheit, wann und wie sie wieder von hier verschwinden konnten. Möglicherweise spielten auch ihre Bauchschmerzen eine Rolle. Jedenfalls kroch sie in eine andere Zimmerecke, raffte mit beiden Armen soviel Stroh zusammen, wie sie finden konnte, und – entblößte ein Bild, keine fünfzehn mal zwanzig Zentimeter groß.

»Oh!«, entfuhr es ihr. Cuculaínn kam sofort hinzu. Leonies Augen wurden vor Staunen immer größer.

Den Ritter dagegen ließ die Sache mit dem Bild völlig kalt. Nachdem er festgestellt hatte, dass ihnen von ihrem Fund keine Gefahr drohte, war die Angelegenheit für ihn erledigt.

*

Auf dem Grasplatz nahe dem Brunnen der Stadt nahm der kleine Jongleur einen fünften Ball zu seinen vieren und pfiff eine wohlbekannte Melodie. Dann bog er um die letzte Ecke, stopfte die Bälle in die breiten Taschen seiner riesigen Hose, stieg die Stufen zum Dach des Bergfrieds empor und führte seine Schützlinge vom Turm durch das Tor vor die Stadt.

*

Ungefähr zu diesem Zeitpunkt sah Wulfhart einen riesigen Kettenharnisch auf sich zustampfen. Das gefiel ihm gar nicht, denn der dazugehörige Ritter zeigte sich nicht besonders kompromissbereit.

»Ihr findet sie, dass das gleich klar ist! Ein Aufruhr bedeutet das Ende unserer Pläne, Signore!« Der Graf von Oaktown Cliffs liebte es, mit ausländischen Wörtern Eindruck zu schinden. Noch mehr aber liebte er es, mit inländischen Wörtern Schrecken zu verbreiten. Also fügte er hinzu: »Wenn Euch das nicht gelingt, dann fliegt Ihr.«

Wonach der tapf're Recke, den's betraf, ergänzte: ... von den Klippen.

Es war deutlich, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als dem Befehl seines Lehnsherrn Folge zu leisten und sowohl seinen Standesgenossen als auch das Mädchen, das seinen Fürsten derartig beunruhigte, aufzuspielen.

In einer geheimen Ecke seines Herzens spürte er Erleichterung darüber, dass ihm eine zweite Chance dafür gegeben worden war, denn beim ersten Mal hatte er die Spur der beiden verloren.

*

Der Tunnel hatte sich unter Ricardos Füßen zu einer Höhle verbreitert. Ehe er sich darüber wundern konnte, dass er das auch ohne Fackel erkannte, schrak er zurück vor dem, was er im Innern der Höhle erkannte.

John hatte das offenbar geahnt und griff, die Augen nach vorne gewandt, rückwärts, um seinen jungen Begleiter festzuhalten.

Vor ihnen, am entgegengesetzten Ende der Höhle, brannte ein Feuer. In der Mitte lag ein riesiger Stein mit einem Buch darauf. Davor saß eine Frau undefinierbaren Alters, bekleidet mit einem langen dunklen Mantel. Sie sah sich um, als habe sie Ricardos Blick auf ihrem Rücken gespürt.

»Eine Hexe!«, schrie der Junge und versuchte zu fliehen, doch Johns Griff war stärker. Ricardo überfiel panische Angst. Was tat er eigentlich hier, am Ende der Welt, in einer Höhle mit einer Hexe und einem Mann, den er kaum zwei Tage kannte, statt das Mädchen zu retten, dessentwegen er überhaupt in diesem Schlamassel saß! Was war aus Leonie geworden? – Er musste sich befreien und sie retten.

*

Wulfhart spornte sein Pferd zu noch schnellerem Galopp an. Die Strecke von Oaktown Cliffs Castle bis Chesterford lief es heute bereits zum zweiten Mal. Das Tier war völlig erschöpft, als der Ritter es an der Stadtmauer festband.

Die Wächter ließen ihn erst ein, nachdem er sich ausgewiesen hatte. Als sie überzeugt waren, dass von ihm kein nächtlicher Überfall drohte, ließen

sie sich bereitwillig von ihm ausfragen: Wem denn der Schimmel gehörte, neben den sein Pferd vom Stallmeister geführt worden war ...? – Dem Barden John, das gaben die Männer zur Auskunft.

»Aha«, kommentierte Wulfhart, die Strafe im Kopf, die ihm vom Herrn der Stadt drohen mochte, wenn er den Burgfrieden brach. Mit dem Vorwand, nur noch einmal nach seinem Rosse schauen zu wollen, sah er sich das fremde Pferd genauer an.

*

Ricardo war inzwischen zu seiner Überraschung und gegen seinen Willen zu der Überzeugung gelangt, dass die alte Dame in der Höhle ihm nicht feindlich gesinnt war. Sie und John waren offenbar seit Jahren schon befreundet, was die beiden eindrucksvoll demonstrierten.

Schließlich sagte die Frau im dunklen Haar und Kleide unvermittelt: »Ricardo, wenn du zu Leonie zurückkehrst, sieh dir das Siegel an.«

Der Junge wich erschrocken zurück. *Sie* wusste von Leonie?

»Beruhige dich«, meinte John, der seine Gedanken erraten zu haben schien. »Fiona weiß oft mehr, als man denkt.«

»Ja«, stieß der junge Mann hervor, »kein Wunder. Das ist Hexenwerk!«

»Mag sein«, sagte sein Freund. »Es gibt viele Dinge, die du noch nicht verstehst.«

»Das *will* ich gar nicht verstehen! Das ist Hexenwerk!«

»Ricardo, bleib' hier. Hör' dir wenigstens an, was sie zu sagen hat!«

Der Barde packte den Knappen am Arm, aber der Junge entwand sich seinem Griff. »Du steckst doch mit ihr unter einer Decke! Ihr beide ...«

Weiter kam Ricardo nicht, denn sein Wutausbruch wurde abrupt gedämpft durch die sanfte Stimme jener Frau, die eine Melodie summt.

Der Knappe wusste nicht recht, ob er sich diesem Klang hingeben oder gegen seine Anziehungskraft vorgehen sollte, besonders angesichts der Tatsache, dass die Melodie ihm bekannt war.

»Das ist doch das Lied, das du immer gesungen hast!«, wandte er sich erleichtert an John. Im selben Moment begriff er, dass das genausogut bedeuten konnte, dass auch der Barde ein Hexenmeister war. Seine Augen weiteten sich vor Schreck.

John ging darauf gar nicht erst ein. »Du meinst«, antwortete er, »es ist dieselbe Melodie, auf die ich oft meine Texte setze. Ja, das ist korrekt.«

»Durchaus korrekt«, bestätigte Fiona.

»Aber«, fuhr John fort, »du kennst den Inhalt des *ursprünglichen* Liedes noch nicht.«

Ricardo fühlte den Impuls zum Weglaufen, aber schließlich siegte seine Neugier. »Erzähl' mir den Inhalt«, verlangte er von John.

»Noch nicht«, antwortete statt des Bardes Fionas sanfte Stimme. Und bevor der Junge sich dagegen auflehnen konnte, fuhr sie fort: »Ich meine es ernst, Ricardo. Wenn du Leonie wiedersehst, dann achte auf das Siegel. Du ahnst nicht, wie wichtig das ist.«

»Und«, fügte John hinzu, »merk' dir das Lied. Aber das hast du ja lang schon getan.«

*

Die Flüchtlinge trafen einander in fast völliger Dunkelheit am Feldrand vor der Stadt. Leonie war die erste, die die anderen erkannte, und sie wandte sich zu ihrem Ritter, um Entwarnung zu geben. Dabei las sie in seinen Augen etwas, das sie mit großer Freude erfüllte: Cuculaínn wirkte, als sei er sich seiner Ritterschaft bewusst, bereit, die Jungfrau zu beschützen. Wenngleich seine Gesichtszüge sich entspannten, als er begriff, wer ihnen gerade entgegenkam, blieb doch sein Körper bereit, für sie zu kämpfen.

Ricardo trat, noch immer recht verwirrt, gleich hinter John aus der Höhle.

Raimundus war am kleinen Tor verschwunden.

Der Barde sah den Papagei auf Leonies Schulter und erstarrte. »Woher hast du den?«, fragte er rüde und riss ihr den Vogel von der Schulter. Das tat weh, denn letzterer hatte sich zwecks besseren Haltes dort festgekrallt.

»Er hat ihn mir gegeben«, stotterte Leonie, verwirrt und den Tränen nah.

»Er?«, fragte John, noch bevor sie eine Möglichkeit gehabt hatte weiterzusprechen.

»Der Sohn des Gauklers«, fuhr das Mädchen fort. »Raimundus. Er hat uns gerettet. Und er behauptet, der Vogel plappert irgendwas nach, deshalb darf er nicht bei ihm zuhause bleiben.«

Woraufhin John zeitweilig schweigsam war.
Der Vogel dagegen pfiff eine kleine Melodie.

*

»Wohin gehen wir eigentlich?«, fragte Leonie, nachdem die ungleichen Freunde eine Weile nebeneinander einhergewandert waren.

Ricardo blieb vor Verblüffung stehen. Darüber hatte er noch gar nicht nachgedacht!

»Auf meine Burg«, antwortete Cuculaínn.

Es war beinahe stockdunkle Nacht, aber sie wagten nicht, die Fackeln oder Kerzen anzuzünden, die John in seinen Satteltaschen transportierte. Stattdessen erzählten sie einander, was geschehen war.

Als Leonie schließlich das Bild aus dem Turmdach erwähnte und den anderen zeigte, reagierten ihre Freunde vollkommen anders, als sie erwartet hatte. Ricardo erstarrte; er stapfte neben Johns Zelter einher, seinen Blick starr auf das Gemälde gerichtet oder, besser gesagt, dessen Augen. Es war das Bildnis einer Frau. John betrachtete es ebenfalls, allerdings nur für einen Augenblick; dann wandte er den Kopf und schien in Träumen zu versinken.

»Erzähl' was«, weckte Leonie den Barden nach einer Weile aus dem Wachschlaf, »sing' was.«

Der Mann mit der Fistelstimme blickte auf seine junge Freundin herab, als wolle er sichergehen, dass ihrer Bitte ein echter Wunsch zugrunde lag, ehrliche Sehnsucht. Dann nahm er langsam, aber unaufhaltsam seine Leier zur Hand. Und er sang, von fernen Ländern, in denen alles ganz anders war. In denen nicht der Kult jede Freiheit im Keime erstickte. In denen nicht das religiöse Gericht, sondern persönlicher Kontakt zu den obigen Mächten auf Antwort hoffen ließ. Er sagte ›Mächte‹, nicht ›Götter‹, was Leonie, sie wusste selbst nicht warum, genau wahrnahm.

*

Schließlich, gegen Morgen, kamen sie an einen kleinen Wegaltar, der gut als Frühstückstisch dienen mochte. John zog alte Brotrinde, Nüsse, Äpfel

und Früchte aller Art aus seinem Mantelsack, Ricardo schöpfte Wasser aus dem Fluss, der in der Nähe dahinzog.

Das Essen wurde sorgfältig auf dem riesigen Stein ausgebreitet, und alle halfen mit – alle, bis auf Leonie. Sie sah erbärmlich und leidend aus, als sie sich an den ›Tisch‹ stellte. Als Cuculaínn ihnen allen einen guten Appetit wünschte, riss sie sich aus ihrer Spannung und rannte hinüber zum Fluss, ins Ufergebüsch.

»Leo!«, schrie Ricardo.

»Hey!«, äußerte Cuculaínn hilflos. *Frauen!*

John war der einzige, der ihr nachlief. Seine Stimme, deren Klang das Mädchen wie immer als eklig schleimig empfand, wirkte zugleich unendlich beruhigend, als er sagte: »Leo, ich weiß, was mit dir los ist.«

»Das ist vollkommen unmöglich«, sagte sie und versuchte, überlegen zu klingen, was zur Folge hatte, dass sie sich gleichzeitig trotzig und resigniert anhörte.

Statt zu protestieren, trat er den Gegenbeweis an. »Was bedeutet der Götterkult für dich?«, fragte er und legte damit den Finger in die Wunde.

Leonie zögerte. Für die Antwort, die sie geben wollte, konnte sie gehängt werden.

»Nichts«, brachte sie zögernd hervor. »Nichts mehr. Diese Zeremonien sind ... ein bisschen wie Bausteinablegen. Hier mal einen Schatz verteilen, dort mal wieder einen. Völlig leblos. Man hat ... keine Verbindung.«

»Verbindung wozu?«, fragte der Barde.

»Zu den Göttern«, sagte das Mädchen.

»Siehst du«, meinte John, »das ist genau das, was ich auch denke. Deshalb bin ich vom Königshof fortgezogen.«

»Deshalb? Weshalb genau?«

»Um mich auf die Suche nach der Wahrheit zu machen.«

Püh! Wahrheit. Was war schon Wahrheit? Die Götter existierten, aber sie sprachen nicht mit den Menschen. So war es nun einmal, das hatten Generationen vor ihnen schon erkannt. Zeichen gaben sie, aber die verstand man nicht. Diese Art von Wahrheit bedeutete Leonie jetzt nichts mehr.

»Die Wahrheit also«, sagte sie in die Luft hinein und setzte spöttisch hinzu: »Und, hast du sie gefunden?«

Der Barde konnte darauf nicht antworten, weil die anderen in diesem Moment zum Fluss hinunterliefen, um nachzusehen, wo sie blieben.

»Holt das Essen lieber hierher«, bat John, und Leonie liebte ihn dafür, trotz seiner Fistelstimme. Und trotz der Verachtung, die sie für seine sogenannte Wahrheitssuche empfand.

Der Barde setzte erklärend hinzu: »Leonie ist schlecht. Sie kann nicht laufen.«

Das war nicht gelogen. Sie hatte noch immer etwas Bauchschmerzen, wenn auch nicht mehr so stark. Als sie vor dem Altar gestanden hatte, hatten sich sämtliche ihrer inneren Organe vor Ekel zusammengezogen. Jetzt ging es ihr langsam besser, aber dafür merkte sie plötzlich, dass sie Hunger hatte. Die Aufregung tat ihr übriges. Leonie war gezwungen, ganz langsam zu essen, aber als John begann, Geschichten zu erzählen, ging es besser. Schließlich waren alle gesättigt und fühlten sich wohl.

Nach dem Frühstück jedoch geschah etwas, mit dem keiner von ihnen gerechnet hatte: Der Barde, den sie inzwischen als ständiges Mitglied ihrer verschworenen Gemeinschaft angesehen hatten, verabschiedete sich von ihnen.

»Ich muss gehen«, sagte er unvermittelt und sah aus, als ob er keinen Widerspruch duldet. Die anderen starrten ihn überrascht an.

»Alles Gute euch allen. Leonie, vergiss das Siegel nicht. Vielleicht findest du Caitlín ja doch noch.« Er zwinkerte ihr zu, und damit war er verschwunden. Leonies Proteste und ihr Hinterherrennen blieben völlig wirkungslos. Sie blieb lange Zeit stumm, erschlagen von der Unverständlichkeit dessen, was gerade geschehen war.

»Komisch«, wunderte Ricardo sich schließlich laut. »Das mit dem Siegel ist genau das, was die Hexe ... was *Fiona* zu mir gesagt hat.«

Leonie und Ricardo sahen einander an. Dann nahm Leonie wortlos das Siegel und reichte es ihm. Beide sahen es an, versuchten vergeblich, es zu öffnen – der eine hielt es fest, der andere zog an beiden Hälften – und gaben schließlich auf. Die Augen allerdings konnten sie davon nicht lassen.

»Ric«, sagte Leonie plötzlich. »Sieh!«

Gleichzeitig begannen beide, die Oberseite des Amulettes näher zu betrachten. Das Symbol, das die kleine Löwin darauf entdeckt hatte, war eine Art Halbkreis.

»Was ist das?«, fragte das Mädchen voller Staunen.

»Es könnte ein C sein«, meinte Ricardo leichthin.

»Ein Zeh?«, wunderte Leonie sich. »Es sieht nicht aus wie ein Zeh.« Sie sah verblüfft auf ihre Füße. Ricardo lachte.

»Kein richtiger Zeh. Es ist ein Zeichen.«

»Was bedeutet es?«

Richtig, sie war ja kein Knappe und konnte nicht lesen. »Wenn sie werden will wie Dragon George, muss sie erst noch lesen lernen«, dachte Ricardo grimmig und ärgerte sich im nächsten Moment über diesen Gedanken. Sie konnte sicher auch so, wie sie war, werden wie er. Ein Held. Irgendwie hatte sie das Zeug dazu. Sie war ungebunden und frei.

»Es ist ein ... Buchstabe«, versuchte Ricardo zu erklären und bemühte sich, eine bessere Umschreibung zu finden. »Es ist das Anfangszeichen von ... Caitlín.« Im selben Moment, als er es aussprach, wurde ihm bewusst, was das bedeuten konnte.

Leonie war sicher, dass das Amulett in der Tat Caitlín gehörte. Beide starrten das Siegel noch intensiver an. Da begann das Metall des Kunstwerkes vor ihren Augen Grünspan anzusetzen. Das ›C‹ – oder was es auch sein mochte – war innerhalb von Augenblicken kaum noch sichtbar.

»Schnell!«, drängte Leonie. »Zum Fluss!«

Sie rannte los, Ricardo auf den Fersen. Am Ufer ließ sie sich so heftig auf die Knie fallen, dass sie beinahe in die Strömung gestürzt wäre. Sie nahm eine Handvoll Tang und erdiges Gras, hielt das Siegel mit beiden Händen ins Wasser und schrubhte, so stark sie es vermochte. Die Grünfärbung verschwand. Nur noch eine einzige kleine Stelle musste sie säubern, aber das war besonders schwer. Nur einen winzigen Moment lockerte sie den Griff, um ihre Hände zu entspannen ... Da riss die starke Strömung ihr das Siegel aus der Hand.

Sie schrie auf und rannte blindlings hinterher.

An einem Stein in Ufernähe geriet das Siegel in einen Strudel und floss um das Hindernis herum. Hier konnte Leonie es abfangen. Sie sprang ins Wasser, ohne Rücksicht auf die Strömung und den Schlamm. Mit beiden Händen griff sie zu. Und in diesem Moment geschahen viele Dinge gleichzeitig.

Das Siegel sprang auf. Vom Ufer her nahm Leonie den intensiven Duft wilder Rosen wahr, obwohl sie dort gar keine Blumen gesehen hatte. Von der rechten Innenseite des Amuletts her blickte ihr ein Frauenantlitz entgegen: Ein freundliches Gesicht mit großen, liebevollen Augen. Es war eine andere Abbildung, aber eindeutig dieselbe Frau wie auf dem Bild aus dem Turm.

»Boh«, entfuhr es Ricardo, der alles mitangesehen hatte. Die Augen faszinierten ihn.

Leonie sah sie auch, die Augen, und in ihrem Geist erblickte sie sie noch einmal, in einem Gesicht, das sich über sie beugte und in regelmäßigen Abständen den Mund öffnete und schloss. Es schien zu singen. Leonie hörte eine Melodie – dieselbe Melodie, die John so gerne sang. Sie konnte nicht anders, sie stimmte ein und summt die Melodie. Gleichzeitig las Ricardo ihr vor, was auf der linken Innenseite stand: »Ein Gott, der auf geheimnisvolle Art die Welt mit Leben tränkt.«

Es passte aufeinander: Die Silben und die Töne. In beiden jungen Menschen weckte dieser Zusammenklang eine unendliche Sehnsucht und ein Wissen, und Leonie erinnerte sich, dass sie beides schon einmal vereint gehört hatte. Dass, und auch wo.

»Mutter«, flüsterte sie.

Ricardo zog sie ans Ufer, wo beide niedersanken und schwiegen.

Als Cuculaínn zu ihnen trat und fragte, was geschehen sei, sagte Ric nur: »Leonie ist ins Wasser gestieft.«

Der Ritter stand zwischen Schimpfen und Erstaunen.

»Hatschi«, machte Leonie und grinste. »Aber das war's wert.«

*

Vor den Toren Chesterfords nahm Wulfhart die Zeichnung zur Hand, die er in der Satteltasche des Schimmels gefunden hatte, und betrachtete sie genauer. Sie zeigte einen Ritter mit langen Haaren, dahinter eine Burg. Der Ritter hielt eine weibliche Person im Arm, die Leonies hervorstechendstes Merkmal zeigte: zwei lange Haarzöpfe, die auf halber Länge zusammengeflochten waren und sich zu einem einzigen, vollen Zopf vereinigten. Wulfhart identifizierte sie und grinste.

»Wie ich gesagt habe«, bestätigte er laut und befahl dann ganz ruhig seinen Begleitern: »Auf nach Ailsworth Castle. Jagdgalopp!«

*

Leonie und ihre Begleiter ihrerseits hatten keinen konkreten Verdacht, dass die Verfolger ihnen so dicht auf den Fersen waren. Zwar rechneten sie noch immer damit, dass die Ritter wieder auftauchen konnten, aber die Intensität dieser Vorstellung nahm mit jedem Schritt in die Freiheit weiter ab.

Das galt vor allem für Leonie, die Cuculaínn anstarrte, wenn sie wusste, dass er es nicht bemerken würde. Und für Cuculaínn, der Leonie ansah, wann immer es ihm passte. Schließlich galt es auch für Ricardo, der beiden abwechselnd vorsichtige Blicke zuwarf und nicht recht wusste, was er fühlen sollte.

Sie hatten Ailsworth Castle fast erreicht, befanden sich in dessen weiten Gärten. Man sagt, die Bäume dort, sie sprächen gern zu Kindern.

*

The lioness, from now on looking out,
must not be fooled.
From notions of a god among the idols
she will be ruled.

But only for a time!
Oh, lionhearted, listen!
Since, when you've found what your heart's known for long,
the notion of one mighty god shall glisten.*

*

* Die Löwin, die von nun an Ausschau hält,
darf sich nicht narren lassen.
Das Bild des Gottes unter vielen
wird sie leiten.

Leonie stand allein auf der kniehohen Wiese vor dem Apfelbaum und ließ sich mit Freuden nassregnen. Sie wusste jetzt mit Sicherheit, dass es mehr Dinge zwischen Himmel und Erde gab, als man sie bislang gelehrt hatte. Niemals allerdings wäre sie auf die Idee gekommen, das zu formulieren, so selbstverständlich schien es ihr. Unbändige Lust packte sie, auf den Baum zu klettern und von dort aus die Welt zu erkunden, und das tat sie dann auch.

*

Doch nur für kurze Zeit!
Oh, Löwenherz, hör zu!
Denn, wenn du gefunden hast, was dein Herz seit langem weiß,
wird die Ahnung eines einzigen mächtigen Gottes leuchten.

3. Fionas Höhle

»Erzähl mir von deiner Mutter«, bat Ricardo. »Woran erinnerst du dich?«

Er saß neben Leonie auf einem großen, moosbewachsenen Stein, der oberhalb der Brennesseln im dichten Gestrüpp am Ufer lag.

»Ich weiß es nicht«, sagte Leonie. »Ich habe sie nie richtig gekannt. Niemand scheint sie wirklich gekannt zu haben. Jedenfalls will keiner über sie reden. – Über meinen Vater übrigens auch nicht.«

»Vielleicht erinnerst du dich bald an mehr. Immerhin hast du ihr Gesicht wiedererkannt.«

»Ihre ... Umrisse«, sagte Leonie und rupfte einen Grashalm aus. Gleich darauf tat es ihr leid; sie ließ den Stängel in das dichte Meer aus sattgrüner Vegetation fallen, das sich rund um den Stein in alle Richtungen ausdehnte. Da kamen ihr der Grashalm und ihre Tat augenblicklich aufgehoben vor.

Und dann bekam sie Angst.

»Ich fürchte mich«, sagte sie. Ricardo zuckte zusammen und sah sie an.

»Warum?«, fragte er.

»Ich weiß nicht. Einfach so. Der Himmel ist bedrohlich.«

Beide sahen in die Wolken, die silbergrau am Himmel hingen. Und in Ricardos Gedanken begann eine Idee, eine Ahnung sich breitzumachen. Es war eine erschreckende Idee, aber zugleich eine, die ihn unwiderstehlich anzog. Es war eine Ahnung, die ihn in Wahrheit und Erkenntnis zog.

Nach einer Weile murmelte Leonie nachdenklich: »Ich will versuchen, diesen Gott zu finden. Aber ich weiß nicht, wozu das gut sein soll. Er trinkt die Welt mit Leben – und das suche ich. Aber die Ritter oder die Menschen in meinem Dorf könnten das mit einem Handstreich zunichtemachen.«

Ricardo sah nicht besonders überzeugt aus; aber er wusste nicht, weshalb er aufmerkte, und deshalb schwieg er. Er verstand nicht genau, was Leonie hatte sagen wollen, aber es war ihm unmöglich, sich auf ihre Worte zu konzentrieren. Immer wieder musste er an das große Buch denken, das in Fionas Höhle lag. Ob es die Wahrheit enthielt? Er hatte da so einen Verdacht ...

Leonie rezitierte: »Ein Gott, der auf geheimnisvolle Art –
Plötzlich hatte Ricardo alles klar vor Augen.

»Leo, *ein* Gott! *Ein* Gott! Es heißt nicht einfach ›ein *Gott*‹, es ist nur *einer*! Und ...«

»Ja, und? So ist es doch auch: Einer unter vielen.«

»Nein, nur ein *einzig*er ...«

Leonie stutzte. Eine Konsequenz seiner Behauptung hatte sie überrascht.
»Willst du damit sagen, die anderen gibt es nicht? Das kann nicht sein.
Wieso ist mir dann beim Frühstück am Altar schlechtgeworden?«

Ricardo stockte. »Äh«, machte er, »ich weiß nicht, ob es die anderen gibt.
Aber das spielt bei Licht besehen keine Rolle, denn wenn auch nur ein
einzig^{er} wirklich guter Gott existiert, ist er der einzige, der zählt. Er setzt
sich durch, denn das Leben ist stärker als Verstellung oder Zerstörung.
Und er ist das Leben. Er kann vielleicht viele Namen haben, aber er muss
ein einziger Ganzer sein. So wie das Leben. Das ist es, was wir die ganze
Zeit gesucht haben, Leonie!«

Das Herz der kleinen Löwin vollführte einen Hüpf, aber es war noch
nicht bereit für das, was der Knappe ihr sagte. »Ric«, wiederholte sie, »wieso
ist mir schlechtgeworden?«

»Vielleicht, weil die Altäre diesen Gott, diesen *einen*, beleidigen?«

»Warum war *dir* dann nicht schlecht?«

Ricardo überlegte. »Das weiß ich auch nicht. Lass uns Fiona fragen.«

Leonie runzelte die Stirn. »Was hat *sie* damit zu tun?«

»Ich meine wegen des Buches. Es könnte die Wahrheit enthalten.«

»Und wie willst du Cuculaínn dazu bringen, zur Höhle zurückzukehren?
Nach Chesterford?«

Schweigen. Aber eines, in dem das Versprechen enthalten war, es in
jedem Falle zu versuchen.

*

Das Feuer in der Höhle flammte unvermittelt auf, und der Barde wandte
den Kopf zu seiner Vertrauten hinüber.

»Jetzt hat sie's«, kommentierte Fiona. »Ich spüre es.«

»Wie ihre Mutter«, brummelte John.

»Ja, wie ihre Mutter«, bestätigte die alte Dame mit ihrem undurchschaubaren Lächeln. Und dann fügte sie hinzu: »Und wie Raimundus.«
John drehte sich hastig um. Darüber wollte er nicht sprechen.

*

Cuculaínn sah den Reitertrupp als erster. Sein warnender Pfiff kam ihm nicht sehr artikuliert von den Lippen, weil er sich augenblicklich verteidigen musste. Der Sprung ins Gebüsch war ohnehin nicht möglich. Eine riesige Lanze war auf ihn gerichtet, Pferdehufe drohten dicht über seinem Kopf. Er kämpfte wie ein Held.

»Leo!«, schrie Ricardo. »Sie sind aus Oaktown Cliffs!«

Er rannte wie noch nie, um seinem Ritter zu Hilfe zu kommen.

Ohne Waffen war das ein hoffnungsloses Unterfangen.

»Ric!«, schrie Leonie. »Ricardo! Warte!«

Sie stürzte sich ins Kampfgetümmel und fragte sich unwillkürlich: Was hätte Dragon George jetzt wohl getan?

Cuculaínn war inzwischen in einen Zweikampf verwickelt worden. Die Ankömmlinge hatten nicht mit großer Gegenwehr gerechnet, deshalb war es ihm gelungen, einem der Ritter dessen Einhänder zu entreißen, so dass er zumindest nicht mehr unbewaffnet war.

Das dröhnende Dong-Dong-Dong der Schwerter, zu einem Klirren verkürzt durch das Aufeinanderprallen, das es auslöste, bedeutete äußerste Lebensgefahr. Leonie schlug einen Haken und warf sich von hinten auf den vierten Ritter, der im Begriff war, sich auf Cuculaínn zu stürzen. Er schüttelte sie ab.

Dabei fiel aus seinem Kettenhemd ein kleines Stück Pergament.

Leonie bemerkte das, beachtete es aber nicht. Im Gebüsch lag ein schwerer Eichenast, den ein Sturm vom Baum gerissen hatte. Sie nahm ihn mit beiden Händen auf und rammte ihn dem vierten Ritter von hinten auf den Helm.

Er stürzte zu Boden.

Cuculaínn verteidigte sich gegen zwei der Ritter gleichzeitig. Leonie hob wieder den Eichenstamm, musste aber ausweichen, weil der Mann im blauen Harnisch es bemerkte und herumsprang, um sie mit einem Streich

zu erledigen. Im selben Moment nutzte Cuculaínn seine Chance. Er stach dem Blauen durch das Hemd.

Der Rotgekleidete sprang herum und stürzte sich heulend auf Cuculaínn. Dieser hob sein Schwert zur Parade, hatte aber nicht mit einem Schlag auf die Hände gerechnet. Mit einem Schmerzensschrei ließ er die Waffe fallen.

Leonie überwand ihren Ekel und nahm dem Gefallenen den Beidhänder ab.

Sie war völlig auf Cuculaínn fixiert, ihren Ritter.

Von hinten hatte der Mann keine Chance.

Leonie wollte zustechen, entschloss sich aber im letzten Moment, den schweren Beidhänder auf seinen Kopf niederzuschlagen. Den vierten Ritter hatte sie vollkommen vergessen.

Als sie Ricardo sah, war es zu spät.

Cuculaínn war blitzschnell herumgesprungen, gerade schnell genug, um den Angriff des vierten Ritters auf sich abzuwehren. Aber seinen Knappen hatte der Fremde mit voller Wucht erwischt.

»Ric!«, weinte Leonie. Cuculaínn stach zu und traf.

»Du musst ... Cuculaínn helfen«, forderte Ricardo mit sichtlicher Mühe. Leonie lächelte in ihrer Verzweiflung. Anscheinend ließ ihn seine Ritter-ehre nie im Stich!

Neben dem Knappen lag das Stück Pergament, das aus dem Hemd des Ritters gefallen war. Leonie hob es auf, einfach nur so. Und erkannte es wieder.

Es war ihr Liebesbrief an Cuculaínn, ihre Zeichnung, nie abgeschickt und mit Johns Satteltaschen aus ihrem Leben verschwunden. Der Barde musste ihn weitergegeben haben.

»Er hat uns verraten!«, würgte sie hervor.

Aber warum sollte er dann soviel vom fernen Land erzählen, vom Land des Lebens und der Liebe?

Andererseits war er plötzlich und ohne ersichtlichen Grund verschwunden.

Leonie dachte eine Weile nach, besonders über Chesterford. Und darüber, weshalb John den Brief hätte übergeben sollen. Ein bloßer Hinweis hätte zum Verrat gereicht, das Pergament war dazu nicht vonnöten gewesen.

Und dann begriff sie. Entweder hatte man John gezwungen, sein Wissen preiszugeben, was bedeuten würde, dass man ihn entdeckt und gefangen-gesetzt hatte. Oder jemand hatte heimlich die Satteltaschen durchsucht. In beiden Fällen war der Barde unschuldig, und jede dieser Möglichkeiten schien ihr naheliegender als der Gedanke, ihr Freund mit der Fistelstimme habe sie verraten.

Das Herz der jungen Löwin schlug, als wolle es zerspringen, sie musste sich bewegen! Wenn Cuculaínn sie nicht abgefangen hätte, wäre sie im dichten Wald verschwunden und gelaufen, soweit die Füße trugen.

»Leonie«, sagte er, und der Klang seiner Stimme ließ sie zusammenzucken, »Leonie, komm zurück. Ricardo braucht dich.«

Aus irgendeinem Grunde ging sie mit. Vielleicht hatte ja schon ein kleines bisschen Ritterehre auf sie abgefärbt.

Ricardo sah noch unschuldiger aus als zuvor, mit seinem kurzen dunklen Haar und den ehemals blitzenden Augen. Sein Lammfellpullover, den er so liebte, weil er ihn wärmte, war voller Blut. Es war ein entsetzlicher Anblick.

»Ich bin schuld«, sagte sie und wollte weitersprechen, aber ein Kloß im Halse hinderte sie daran.

»Unsinn«, röchelte Ricardo und musste tief Luft holen. Cuculaínn begriff, dass es an der Zeit war, für seinen Knappen zu übernehmen.

»Wieso bist du schuld?«, fragte der Ritter das Mädchen.

Ausgerechnet ihm konnte sie ausgerechnet das auf keinen Fall erklären.

»Ich habe ein Stück Pergament in Johns Satteltaschen gelassen. Darauf war eine Zeichnung ... Sie wussten, dass wir nach Ailsworth Castle gehen würden ...« Weiter kam sie nicht. Stattdessen kamen Tränen.

Cuculaínn versuchte gar nicht erst, Ricardos Wunde zu verbinden. Beide, das Löwenjunge wie der Krieger, wandten sich dem tödlich verwundeten Freund zu.

»Leonie, nimm meinen Pullover«, sagte Ricardo schließlich mit größter Überwindung. Sie protestierte, aber er bestand darauf. »Doch. Er würde nur zu Staub werden wie mein Körper. So macht er wenigstens dir Freude.« Er lächelte. »Ich weiß, dass dir auf dem Turm oben kalt war.«

Da nahm sie das Strickwerk an sich, lammfellfarben, wie es war, und dachte: Ich behalte etwas von ihm. Ich führe die Tradition weiter. Und bei diesem Gedanken war ihr plötzlich trotz allem ein wenig wohl zumute.

Nach einer Weile unsicheren Wartens bemerkte Cuculaínn sachlich: »Es ist vorbei. Er ist tot.« Leonie hörte seine Worte wie durch einen Schleier. Sie starrte Ricardo an und nahm verwundert die verschiedenen Gerüche von Kamille und Salbei wahr, die der dichte Sommerwind um ihr Dasein strich. Sie streichelte Ricardos Körper und erwartete jeden Moment, wieder die regelmäßigen, aber seichten Atemzüge wahrzunehmen, die noch vor kurzer Zeit sichtbar und hörbar gewesen waren. Doch sie kamen nicht mehr. Es kam überhaupt nichts mehr. Die Welt schien stillzustehen. Die Luft wurde kälter. Beim ersten kräftigen Windstoß vor dem Sturm erwachte Leonie aus ihrem Bann.

»Leo!«, schrie Cuculaínn verblüfft. Das Mädchen meinte, ein wenig Verzweiflung im Klang seiner Stimme wahrgenommen zu haben, und sie wusste, dass er nicht verstehen konnte, weshalb sie so plötzlich aufgesprungen war, aber das war ihr egal. Er lief ihr nicht nach, doch auch das kümmerte sie nicht.

Leonie rannte, rannte immer schneller – bis sie auf eine Lichtung kam, die von saftiggrünem Gras bewachsen war. Sie bremste ihren rasenden Lauf, ließ sich auf den Boden fallen – und weinte. Hemmungslos. So viele Dinge stürmten in ihrer Taubheit auf sei ein ... Ricardo war tot, und sie war schuld. Sein Leben war für nichts und wieder nichts dahingegeben, für immer beendet. Sie hob die Arme, um die Götter anzuklagen, doch die Bewegung erstarrte. Langsam gelang es dem Löwenjungen, wieder Gewalt über ihre Glieder zu gewinnen – und als sie die Arme erneut in den sanften Rasen fallen ließ, fühlte sie sich unendlich müde und befreit.

Als der Regen niederprasselte, erwachte sie mit bleiernen Gliedmaßen. Jemand musste Ricardo begraben, und zwar bevor die Männer von Oaktown Cliffs ihn fanden und irgendwo verscharren! Sie sprang auf und fiel im schlüpfrigen Boden gleich wieder auf die Knie. Mit der erstaunlichen Kraft der Verzweiflung kämpfte sie sich durch den knöcheltiefen Sumpf, den der warme Regen hinterließ. Die weichen Tropfen streichelten ihr Gesicht, und langsam, ganz langsam, fand sie wieder Mut. Da zerriss der Schrei eines Wolfes die Stille. Alle Wut der letzten Tage und Stunden stürmte in ihr hoch und drängte aus ihr heraus. Leonie schrie –

– und rannte heulend hinter dem grauen Etwas her, das sich erschrocken umdrehte und in entgegengesetzter Richtung davonhetzte. Sie griff an.

Der Wolf nahm den Fehdehandschuh auf. Er umkreiste sie forschend, langsam, in schwerem Schaukelgang. Leonie sah ihn im Geiste auf sich zukommen. Heimlich wünschte sie, dass er es tun würde. Und dass weitere Mitglieder seines Rudels auftauchten. Wölfe waren Rudeljäger. Sie würde bereit sein. Hastig sah sie sich um und nahm dann ganz langsam und ruhig einen schweren Ast vom Erdboden auf. Endlos lange starrten sie einander in die Augen.

Aber der Wolf griff nicht an.

Er griff einfach nicht an.

*

Fiona saß in ihrer Höhle und weinte, weil Leonie gerade eine Erfahrung machte, die sie ihr allzugern erspart hätte. Und gleichzeitig war sie froh, dass das Mädchen dem Tod durch einen Kampf mit dem Wolf entging.

*

Seit der Begegnung mit dem Raubtier war eine Zeitspanne vergangen, die das Mädchen nicht genau hätte eingrenzen können. Leonie saß auf dem nackten Erdboden neben einer alten Eiche und sehnte sich nach Nähe. Wenn Ricardo doch bei ihr wäre! Oder Cuculaínn. Einfach irgendein Arm, in dem man sich wärmen konnte.

Ricardo. Sie war bei ihm geblieben, die ganze Zeit. Es hatte nicht sehr lange gedauert. Aber nun war es vorbei. Sie hatten seinen Leichnam in die Burg gebracht. Cuculaínn hatte ein Grab für ihn ausgehoben, und sie hatten ihn begraben, gemeinsam. Leonie hatte zugelassen, dass ein Burgpriester kam und Gebete nusichelte, weil sie einfach keine Ahnung hatte, wie man es sonst hätte bewerkstelligen können. Sie fühlte sich zu elend, um zu bemerken, dass ihr die Anwesenheit des Priesters noch mehr Schmerz bereitete. Ihr Herz war ohnehin woanders. Ricardos Worte klangen ihr im Herzen: Ob die Altäre diesen Gott beleidigten?

Jedenfalls hatte Ricardo es jetzt überstanden. Schlimmer war, dass Cuculaínn sie alleingelassen hatte. Einfach mit den Worten: »Auf meinem Grund ist er gestorben, das bedarf der Sühne.«

Damit war er ausgezogen, bewaffnet mit mehr als lediglich dem Schwert. Und sie war ganz allein.

Trunken vom Licht des dämmernden Himmels, gesättigt von der reichen Abendluft, lehnte sie sich an den Stamm des Baumes und atmete.

Und dabei schlief sie schließlich ein.

*

Als Leonie erwachte, fühlte sie sofort etwas absolut Vertrautes. Sie wähte sich zuhause, befand sich aber noch immer in Cuculaínns Früchtgarten, unter der Eiche, die sich einfach selbst dorthin gepflanzt hatte und nicht herausgerissen worden war.

»Pst!«, sagte eine Stimme. »Ihr weckt sie auf!«

»Guten Morgen!«, grüßte eine andere.

Morgen? Dem Sonnenstand nach war es später Nachmittag, Abenddämmerung. Oder täuschte sie sich? Das Mädchen suchte nach den Urhebern der Stimmen und fand sie.

»Ihr könnt sprechen?«, fragte Leonie die umstehenden Bäume.

»Natürlich«, sagte ein alter Apfelbaum und lachte freundlich. »Wieso, hast du uns denn noch nie singen gehört?«

Doch, gab Leonie zu, das habe sie. Nur sei es ihr selbstverständlich erschienen, dem Wesen der Welt innewohnend, sozusagen. Immer waren Bäume in ihrer Nähe gewesen, so sprach sie dankbar in Gedanken. Die Bäume verstanden. Doch jetzt, zum allerersten Mal, wurde der jungen Löwin klar, dass nicht jeder der Erwachsenen die Sprache der Bäume verstand. Und schon begann der Verlust des eigenen Ich. Leonie seufzte.

»Jetzt bist du also auf der Suche nach Fionas Höhle?«, fragte der Apfelbaum.

»Weil Ricardo es so wollte?«, ergänzte ein Löwenzahn, der da dem Burggärtner zufolge gar nichts zu suchen hatte.

Leonie war weniger verblüfft als hilflos und ein wenig wütend. »Wieso weiß hier jeder, was ich tun will?«

»Kind«, meinte der Apfelbaum, und seine Stimme klang wie wohlwollendes Lachen, »wir wissen vieles über dich. Nur sagen wir's nicht immer laut.«

Leonie lächelte, dann legte sie sich unter den Bäumen auf die nackte Erde und ließ ihren Gedanken freien Lauf. Als die Sonne unterging, begab sich das Löwenjunge zum Bach, der Cuculaínns Gärten umfloss. Die Verzweiflung über Ricardos Dahinscheiden holte sie wieder ein, jetzt, da sie die Stimmen der Bäume nicht wahrnehmen konnte. Auch Cuculaínns Abschied weckte Trauer in ihr. Trauer und Wut.

»Vorgestern hat er mir noch versprochen, dass er mein bester Freund sein will, und jetzt lässt er mich allein?«

Leonies Gegenüber brach in Tränen aus.

»Hör auf!«, befahl sie ihrem Ebenbild, das sich im Bach spiegelte. Dann zwinkerte sie die letzten Tränen hinweg und wischte sich mit dem frischen, kühlen Wasser durchs Gesicht. »Es war nicht seine Schuld.«

»Auch gute Freunde lassen dich manchmal im Stich«, sagte Fiona und trat von hinter einem Baum ins Licht.

Leonie erkannte sie sofort. Ricardo hatte sie wirklich genau beschrieben – Ricardo ...

»Wo kommst du so plötzlich her?«, fragte das Mädchen wütend. »Wo warst du, als Ricardo dich brauchte?«

»Auch gute Freunde lassen dich manchmal im Stich«, wiederholte Fiona ruhig. »Jede Beziehung sollte ein Trotzdem sein: Ich halte zu dir, obwohl du mich vielleicht verlassen musst. Nicht deshalb, weil ich dir vertraue, dass du es nie tun wirst. Höchstens deshalb, weil ich dir vertraue, dass du es nie tun willst.«

Den letzten Satz hatte Leonie schon gar nicht mehr mitbekommen. Wovon faselte die Alte eigentlich? Sie war nicht für Ricardo dagewesen, das war durch nichts zu rechtfertigen! Das Mädchen spürte unbändigen Zorn.

Obwohl sie im Grunde froh darüber war, dass Fiona sie gefunden hatte. Die alte Dame war tatsächlich zu ihr gekommen, genauso, wie Leonie es sich heimlich gewünscht hatte – jemand war für sie da, genau in dem Moment, in dem sie es nötig hatte, und an einem Ort, an dem zu diesem Zeitpunkt kein anderer Mensch zu erwarten war! Jetzt brauchte sie die Höhle nicht mehr zu suchen, Fiona würde sie ihr zeigen.

Leonies Herz wurde plötzlich ganz weit, und dann ganz unsicher, weil es sich in dieser Weite nicht mehr zurecht fand. Fiona merkte das und breitete ihre Arme aus, so dass Leonie sich fallenlassen konnte, um hemmungslos zu weinen.

Am Tag darauf erreichten sie die Höhle.

*

4. Das große Buch

Leonie stand hinter Fiona am Rande der Höhle und starrte das Buch an. Es lag noch immer auf dem Stein in der Mitte. Zu seiner Rechten und Linken fanden sich zwei weitere Manuskripte, vom Schein der rußigen Fackeln erhellt.

»Was ist an diesem Buch so besonders?«, fragte das Mädchen, ohne sich zu ihrer Begleiterin umzudrehen. »Es ist größer als die anderen.«

»Oh, das hat nichts zu sagen«, äußerte die alte Dame munter. »Es ist nicht wichtiger als die anderen. Es ist einfach das, das für dich bestimmt ist.«

»Für mich? Ich kann nicht lesen.«

»Oh, du kannst es lesen«, meinte Fiona leichthin. Und dachte bei sich, aber das konnte Leonie nicht wissen: *Du* liest es ja schon.

»Wie kann das sein?«, fragte Leonie. »Was muss ich dafür tun?«

Sie fragte das bereits zum zweiten Mal. Fiona merkte auf. »Oh, das musst du selbst herausfinden«, antwortete sie.

Leonie war einigermaßen verwirrt. Sie schritt auf das mittlere Buch zu und wollte es öffnen, zögerte aber. Vorsichtig begann sie:

»Ricardo ...«

Tränen zurückhalten. Weitermachen.

»Ricardo hat gesagt, es könnte die Wahrheit enthalten.«

»Oh, das tut es auch.«

»Dann muss ich hineinsehen.« Das Mädchen beugte sich über das Buch, konnte sich aber noch immer nicht überwinden, um hineinzusehen.

Fionas Stimme erreichte ihr Ohr: »Du siehst bereits hinein, Leonie.«

Die kleine Löwin schüttelte den Kopf. »Das stimmt doch gar nicht!« Schließlich lag das Buch noch immer ungeöffnet vor ihr.

»Doch, es stimmt.« Die alte Dame war nicht von ihrer Ansicht abzubringen.

Leonie wurde wütend, besann sich aber und schaffte es zu bitten: »Erklär' mir das.«

»Nun«, hob die Hexe an zu sprechen, wobei sie ins Dunkle der Höhle hineinwies, »geh' in diesen Gang hinter dir. Was auch geschieht, laufe nicht zurück. Dreh dich nicht um.«

Leonie wollte protestieren. Wie sollte sie unter diesen Umständen zu Fiona zurückkehren?

Die weise Frau erriet offenbar ihre Gedanken und beruhigte sie: »Wenn du immer geradeaus gehst, läufst du unmerklich im Kreise und kommst wieder hierher.«

Also machte Leonie sich auf den Weg. Mitten hinein in den dunklen Gang. Und das auch noch ohne Fackel.

Ungefähr zur selben Zeit rief in Chesterford ein Falke. Raimundus nahm ihn auf den Handschuh und machte sich auf den Weg in den Wald, zur Jagd. Arrow Hawk sollte sich noch ein paar Mäuse fangen können, bevor es dunkel wurde und man die Stadttore schloss.

Auch er nahm keine Fackel mit.

*

Das erste, was Leonie sah, nachdem sie vollständig in die scheinbare Dunkelheit des Tunnels eingetaucht war, war ein warmes Licht, das von überall herzukommen schien. Wäre sie sich ihrer Sehnsucht bewusst gewesen, hätte sie versucht, darauf zuzugehen, aber das Licht umhüllte sie völlig, und sie antwortete ganz. Mit allem, was sie war. Jeder Teil ihres Wesens, auch der des Rebellen, war sich, auch ohne ihr Wissen, des Lichtes bewusst.

So stand sie lange Zeit.

Dann sah sie statt der Höhlenwand einen Wald.

Ihr Blick ging abwärts, hinunter zu den Wurzeln. Ob man darunterkriechen konnte? Sie sah die Freiräume dazwischen, nahm Insekten wahr. Das Gras, die Erde. Den Geruch von Tannenzapfen.

Dann erinnerte sie sich an Ricardo, der immer, wenn sein Herz beteiligt war, aufwärts gesehen hatte. *Über dem Baumrand den Himmel.*

These worldly arms, material crown of tree,
seem to embrace the maid:
Creative power of virginity
where God His arms has laid.*

* Weltliche Arme, der Bäume Krone aus Atomen,
umarmen scheinbar die Maid:

She speaks the language of the trees!
This is impossible.
The words that maple says to elm
are locked away from man.*

Was nun? Mir ist, als ob ich Welten ließe,
die mir die Weisheit aus den Händen nimmt.
Sagt, Bäume, wenn ich euer Singen höre,
weshalb ich euch nicht Antwort geben darf.

So sehr sie auch um Antwort sich bemühte, die Löwin spürte, dass sie
stattdessen *ihr* gegeben wurde, und verstand doch nichts als dass die Bäume
zu ihr sprachen.

Die Löwin hatte ihren dreizehnten Geburtstag erreicht, auch wenn sie
sich dessen nicht bewusst war. Zum ersten Mal in ihrem Leben fühlte
sie, dass sie etwas Kostbares besaß. Und dass sie im Begriff war, diesen
Reichtum wieder zu verlieren.

Bald hörte sie, von weit entfernt im Dickicht, das Heulen eines Wolfes.
Er klang, als ob er tödlich verletzt war.

Dann kam ein zweites Heulen dazu, ein zweites, ein drittes, von vorn,
von rechts, von links.

Leonie lief.

Der kleine Gaukler sucht den Jagdgefährten,
der in den Sonnenuntergang entwand.
Er kann sich nicht des Waldes Rats bedienen,
das Wort versteht er nicht, s'ist unbekannt.

Der Jungfrau liebend schaffendes Wirken
in Gottes Armen weit.

* Sie spricht die Sprache der Bäume!
Das darf nicht sein.
Was Apfelbaum zu Ulme sagt,
verschließt sich Menschenheim.

Oh Arrow Hawk! Fly not so swiftly t'earth.
Thou knowst not what unending pains
the sickness that in recent times has come
can bring to thee.*

Leonie sah den Falken im Lichte auf sich zukommen. Er flog auf einem Sonnenstrahl zur Erde und krönte den Ast.

Sie hatte das unbändige Bedürfnis, mit ihm zu sprechen.

»Komm!« sagte sie und lockte ihn mit Gesten. »Komm!«

Der Vogel saß stocksteif auf seinem Platz und rührte sich nicht.

Allein die wachen, kalten Augen, kreisrund starrend, blickten zu ihr.

Das Mädchen sah zurück, mitten hinein, und stand plötzlich schutzlos.

Des Vogels Schwingen packten sie und trugen sie vom Boden, so nah an den Kronen der Bäume vorbei, dass die ganze Welt ihr grün und schwarz erschien.

Ein Schrei ertönte durch den feuchten Wald und klang dem kleinen Gaukler dicht am Ohr. Raimundus blickte unwillkürlich zum Himmel.

Die Sonne stürzte mit der Dämmerung zusammen, und alles wurde dunkel.

*

Als Leonie das nächste Mal die Augen öffnete, lag sie dem kleinen Jongleur auf den Knien. Ein Arm war unter ihren Kopf geschoben, und ängstliche Augen sahen sie an.

Über ihnen waren die Sterne aufgegangen.

»Was ... ist geschehen?«, fragte die Jungfrau verwirrt.

Die Antwort verwirrte sie noch mehr.

»Du bist vom Himmel gefallen«, antwortete der Junge. »In einem Land, wo alles möglich ist.«

* Oh Pfeilschneller Falke! Flieg nicht so schnell zur Erde.
Du weißt nicht, welch unendliche Schmerzen
die Krankheit, die vor kurzem kam,
dir bringen kann.

»Das muss Stunden her sein. Es ist tiefe Nacht.«

»Nicht mehr als dreimal Augenzwinkern«, entgegnete der Gaukler.

Die junge Frau verlor den Sinn für Märchen.

»Unmöglich«, sagte sie.

Der Falke sah sie an. Die Bäume schwiegen, und doch bewahrten sie die Unschuld und das Wissen jenes Kindes tief drinnen in den Stämmen für sie auf.

*

Gehetzt läuft jetzt die kleine Heldin hin,
gejagt von Wölfen, die der Welt entfremden,
weil sie die böse Krankheit in sich tragen,
die töten kann den Menschen und das Tier.

Auch Gaukler jagt des Wolfes Gier von dannen,
die trotz der bösen Schwachheit existiert.
Doch hat die Heilung auch noch nicht begonnen,
kommt doch die Macht, die ihn zum Leben führt.

*

»Der Geist schwingt auf sich nach des Waldes Schule
zum Dienen in der Welt.
Doch kehrt er gern dorthin zurück.«
»Schweig, Elfe.«

*

Leonie kam schweißgebadet in Fionas Höhle an. Plötzlich war es wieder sichtbar gewesen, das Heim im Felsen, auch ohne Zutun des Mädchens. Die Alte saß am Feuer und rührte sich nicht. Ihr weiter Mantel fiel weich über den ausgebreiteten Armen auf den Boden. Leonie sank erschöpft auf dem nackten, vom Feuer aber immerhin ein wenig erwärmten Felsboden nieder.

»Und?«, fragte Fiona sanft.

Oh ja, Leonie wollte erzählen. Wie gut es tun würde, einfach mit dem nächstbesten Gedanken anzufangen und sich alles von der Seele zu reden! All das, was sie beeindruckt hatte. Die Bäume, der Falke ...

Raimundus kam ihr gar nicht in den Sinn. Stattdessen brachte sie unzusammenhängend hervor: »Ich konnte nicht mit dem Falken reden, und auch nicht mit den Bäumen. Das heißt, ich konnte es *nicht* mehr. Nicht mehr so wie früher.«

»Oh, ab und zu verstehn sie deine Sprache.«

»Mag sein, doch das ist nicht dasselbe.«

Die Alte nickte, ohne dass deutlich wurde, ob sie der Aussage zustimmte oder nicht. Dann erkundigte sie sich: »Du bist vor den Wölfen geflüchtet?«

Die Wölfe! Die hatte Leonie dank der Anwesenheit der freundlichen Dame ganz vergessen. Unwillkürlich sah die Löwin sich um. Konnten die Raubtiere hierhergelangen, zu ihnen in die Höhle?

»Die Wölfe, ja ...«, begann sie und suchte nach Worten, um fortzufahren, aber Fiona unterbrach sie.

»Hattest du Angst im Wald, Leonie? Ich meine, zuletzt, als du die Wölfe nicht mehr hörtest?«

Unsagbar war die Angst, doch könnte sie sagbar werden. Viel schlimmer war die Wut. Wut über die Trennung von der Wurzel, von der Liebe der Bäume zu ihr und der ihren zu ihnen.

»Die Bäume waren meine Freunde! Und wenn ich jetzt nur einen von ihnen sehe ...«

»Was dann?«

»Ich werde jedes Mal sofort dahinterschauen, ob nicht ein Wolf versteckt im Schatten lauert! Ich werde mich dauernd umsehen ...« Tränen stiegen in die Augen des Mädchens und drohten sie zu ertränken.

Die Augen der alten Dame bezeugten reinstes Verständnis. »Oh, Leonie, das könnte wirklich geschehen. Dann wäre die Angst dein Begleiter. Doch meistens trifft der Mensch nicht auf den Wolf. – Sag, hasst du's jetzt da draußen?«

Leonie zögerte.

Statt auf eine Antwort zu warten, schickte Fiona die Löwin wieder in den Wald.

Sie gehorchte, vorsichtig, ganz vorsichtig. Aus Angst vor den Wölfen sah sie sich um. Und erblickte etwas gänzlich Unerwartetes.

»J... Jemand streut Blumen für mich auf den Weg«, stammelte sie und hob die kleine Rose auf, die vom Strauch gefallen war. Mitten im Wald ein Rosenstrauch.

Sie hielt die Blume wie einen Jagdpreis in die Höhe und war glücklich. Trotz der Wölfe.

Fiona hielt das für eine gute Gelegenheit, von ihren eigenen Erfahrungen zu sprechen, und rief das Mädchen zurück.

Leonie wusste augenblicklich, worum es ging, und die ersten Sätze der alten Dame bestätigten ihre Ahnung. Alles schien in letzter Zeit mit diesem Gott verbunden zu sein.

»Du kannst immer mit ihm sprechen«, sagte Fiona mit fester Stimme.

»Ich weiß«, antwortete Leonie leise. Sie sprach ins Leere und starrte auf den Schatten, den das Feuer an die Höhlenwand warf. »Ich habe es die ganze Zeit gewusst. Seit der Nacht nach dem Bergfried.« Sie zögerte. »Vielleicht sollte ich dadurch Kraft gewinnen. Damit ich nicht alleine war bei allem, was dann kam.«

»Oh, ganz verstehst du nicht, was war, was ist, was wird. Doch spürst du schon die große Welt dahinter. Die Macht, die einst zur Welt dich hat gegeben, ist stets bei dir und wird dich stets begleiten. – Nun gehst du besser, Kind, es nahen schon die Schatten, und hinter deren Wesen darfst du niemals sehn, solange' du lebst.«

*

Der Fluss weint sein Geheimnis weiter

»Wohin führt dich der Weg, mein Kind, außer nach Chesterford?«, fragte die Eiche und sprach damit genau das aus, was Leonie selbst dachte. Es war auch notwendig, dass sie nichts anderes sagte als das, denn die Löwin konnte die Sprache des Baumes nicht mehr verstehen.

Im grauschattierten Dämmerlicht fand sie den Weg zur Mauer, doch wagte sie sich nicht nah an das Tor. Es war Nacht, sie würde sich ausweisen müssen. Das war zu riskant. So lief sie, um einen Eingang zu finden, rings um die Stadt herum.

Als sie, wie erwartet, zunächst keine Möglichkeit fand, sich unbemerkt Zutritt zu verschaffen, zog sie sich unter die Bäume zurück, um Pläne zu schmieden. Im Wald, auf einer Lichtung keine Meile von der Mauer entfernt, entdeckte sie ein Lagerfeuer. Mit aller gebotenen Vorsicht lief Leonie darauf zu.

Der kleine Gaukler entdeckte sie sofort und trat ihr mit leisem Willkommensgruß entgegen. Als er sie erreichte, fiel sie ihm prompt um den Hals.

»Raimundus! Ich hatte keine Gelegenheit, dir zu danken«, wisperte sie unter Tränen.

»Vergiss es«, sagte die kleine Gestalt, die immer noch dieselben ausgebeulten Hosen trug und nicht viel jünger wirkte als Leonie selbst. »Komm lieber mit ins Lager und wärm' dich auf. John hat gesagt, du weißt von unserem Gott?«

»Was?« Leonie wich entsetzt zurück. Wie konnte er das wissen?

Ach so, John hatte es ihm bestimmt erzählt. – Aber woher wusste John davon?

John ... Der Barde mit der Fistelstimme und dem offenen Gesicht ...

Leonie fuhr auf. »John?«, fragte sie und hielt für einen Moment den Atem an. »Er ist hier?«

»Nein, er ist nicht hier. Aber er *war* hier.« Mit diesen Worten führte Raimundus sie zum Lagerfeuer.

Leonie dachte an John und fühlte sich zuhause. Hier waren Menschen, denen der Barde vertraute, Menschen, die – wie er – diesen merkwürdigen Gott auch kannten! Hier konnte sie viel lernen.

*

Die Reste der alten Burg am Fluss, die Chesterford den Namen gegeben hatten, standen noch immer fest und stark, wenn auch die meisten Mauern eingestürzt waren. Jetzt wurde aus dem Wohnraum der Menschen eine neue Art von Lebenshaus: Schmetterlinge lebten dort, Drosseln und Maulwürfe.

Raimundus saß mit Leonie auf der Außenmauer und ließ die Beine baumeln. Mücken umschwärmten sie in der lauen, sommerlichen Luft des Nachmittags, die aus weiter Ferne zu kommen schien, als stünde die Ewigkeit offen.

Der kleine Gaukler erzählte der jungen Löwin von dem Seher, der einstens kommen sollte oder vielleicht bereits gekommen war, und der die gute Nachricht bringen sollte. Leonie hörte mit offenen Ohren und offenem Herzen zu. Zwar verstand sie nicht, doch nahm sie alles an, was er ihr anvertraute, weil sie noch lernen musste. So hatte Raimundus es ihr erklärt.

Dann begann der Gaukler, von sich selbst und ihr, der Löwin, zu erzählen.

Alles, was er wisse, sagte er, verdanke er dem Buch. Was Leonie von ihrem Gott wüsste, das sei zwar wahr, doch nicht die *ganze* Wahrheit.

Leonie bestand auf dem Siegel und dem Spruch, aber Raimundus sagte, das Amulett könne sich irren.

Das Mädchen sprach von der Höhle, von Fiona und dann von John. Von ihrem Barden. Plötzlich empfand sie eine schmerzliche Sehnsucht nach ihm, dessen Stimme ihr fremd war, der einen hinterlistigen Schalk im Nacken trug und dessen Lieder trotz allem von Leben und Liebe sprachen.

Raimundus fühlte das alles nicht; er sprach nur vom Propheten. Er würde ihn suchen gehen, verkündete der Gaukler. Um endlich die Wahrheit zu finden. Vielleicht war er bereits angekommen, der Prophet. Er, Raimundus, würde sein Lehnsman werden, darauf gab er sein Wort. Es würde wunderbar sein.

Leonie lauschte den Worten ihres Freundes und wünschte sich ebenfalls, Vasall des Propheten zu sein. Das musste sehr aufregend sein. Als aber

Raimundus davon sprach, wieviel mehr Weisheit er dadurch erlangen würde als Fiona und John besaßen, schwieg Leonie.

*

Es war tiefe Nacht, als Cuculaínn sich dem Winterlager näherte. Bis hierher hatte er die Feinde verfolgt, bis in das Kastell, das um diese Jahreszeit eigentlich unbemannt war. Die Ritter hatten seine Anwesenheit noch nicht bemerkt, dessen war er sicher.

Er gönnte sich und seinem Pferd eine Verschnaufpause, löste Sattelgurt und Mundstück und ließ das Tier am Waldrand grasen. Dabei fragte er sich, nur der Vollständigkeit halber, zum wiederholten Male – aber nur für einen kurzen Moment –, was nun zu tun sei. Im Grunde wusste es genau: Er musste eine günstige Gelegenheit abpassen und dann zuschlagen, um Ricardos Tod zu rächen.

Gedankenverloren starrte er gen Himmel. Gut, dass es die Sterne gab. Sie beleuchteten die Nacht auch dort, wo man den Mond nicht sah.

*

Ricardo hatte den gemeinsamen Aussichtsplatz auf der Mauer der alten Burg verlassen, wieder einmal, am dritten Tag in Folge, und Leonie fühlte sich plötzlich schrecklich einsam. Allerdings nicht für lange, denn sie war nicht allein.

»Weißt du denn nicht, dass die Welt in guten Händen ist?«, fragte der Baum.

»So ist das eben«, sagte die Wolke. »Du bist ein Mensch. Auch Raimundus ist ein Mensch. Jeder Mensch verlernt irgendwann, durch Leben die Antwort zu geben – meist dann, wenn er erwachsen wird. Dann wird er abhängig vom Kult.«

»So ist das«, sagte der Vogel zu Leonie.

Unwillkürlich schossen Tränen in die Augen des Mädchens. Wenn der Baum Recht hatte, wäre alles in den guten Händen aufgehoben, in denen die Welt geborgen lag. Ein Seufzer der Erleichterung entfuhr Leonie, und dabei musste sie wieder an Ricardo denken. Manche Dinge, dachte sie,

muss man wohl einfach durchleben, wie schlimm sie auch sein mögen. Man kann sich nicht völlig darauf vorbereiten.

Schließlich drang die Antwort jener Wolke doch noch an ihr inneres Ohr, lange nachdem sie im fühlbaren Raum verklungen war. Auch diese Sätze trösteten Leonie: Vielleicht war das, was ihre Seele beschwerte, unvermeidlich – dann war es nicht die Schuld der anderen, und auch nicht ihre eigene!

Der Vogel piepte zustimmend.

»Raimundus hat aber gar nichts von Kult gesagt«, wagte das Mädchen zu widersprechen.

Die Wolke war bereits ein beträchtliches Stückchen weitergezogen, aber sie sprach ganz einfach etwas lauter, als sie etwas sagte, das Leonie nicht verstand. Dennoch klang in ihr etwas an, das den Wunsch weckte, dieses Meer des wahren Lebens, ihre Antwort auf die große Sprache der Welt, nicht verlorengelassen zu lassen.

Im Wald, in dem überall der Himmel anzufangen schien oder in dem er sogar *war*, fühlte sie sich zuhause. Nein, mehr noch, sie *war* darin zuhause. *Das* wenigstens wollte sie weitererzählen, auch wenn sie ihr vielleicht nicht zuhören würden.

*

Am späten Nachmittag desselben Tages saß am Lagerfeuer der Gaukler ein alter Mann auf seinem Stock gestützt und erzählte. Davon, dass er zu ihnen gekommen sei, weil die Bürger von Chesterford nicht wünschten, dass er seine Geschichten in der Stadt weitergab. Und davon, dass einst der Seher kommen würde, und dass er, der alte Mann, glaube, jener Prophet sei schon in dieser Welt – schließlich habe Raimundus ihm das versichert ...

Leonie saß reglos neben dem Alten und lauschte. Als er gerade dabei war, die Taten zu schildern, die man dem Seher zusprach, trat Raimundus aus dem Wald. Er hatte einen Barden bei sich.

Der Unbekannte sang, er käme aus Chesterford und habe beschlossen, eine Weile bei ihnen zu bleiben. Leonie hing an seinen Lippen.

Der Unbekannte sang, er kenne Raimundus und habe von ihrer Versammlung gehört. Er hatte eine hohe Stimme, die an eine Tonlage erinnerte, die Leonie gut kannte.

Der Unbekannte sang, er wolle ihnen eine Geschichte erzählen, die ihn, den Barden, immer schon begeistert hätte. Er sang von Dragon George.

Leonie kam eine Idee. Sie stand auf und rannte in den Wald hinein, so schnell sie konnte.

*

Erst der Bergfried von Chesterford bremste ihren Lauf. Sie atmete heftig, als sie wider besseres Wissen begann, nach dem Schlüssel zu suchen. Eine trotzige Stimme in ihrem Inneren schrie: Irgendwo hier muss er sein! Ihre Augen hetzten in der Umgebung umher, auf der Suche nach dem ersehnten Stück Metall, das sich nicht finden ließ: nicht in den Mauerritzen, nicht im Straßenkot ... Der entsetzliche Geruch der Stadt fiel Leonie zum ersten Male auf.

Schließlich drückte sie die Klinke der Tür herunter. Langsam ... Vielleicht stand sie ja offen ...

Leonie dachte an das Turmzimmer und nicht an die Verfolger. Die Tür öffnete sich nicht.

Die Worte des fremden Barden klangen in ihren Ohren nach: Das Lied von Dragon George ... Dem Drachentöter. Ja, sie wollte so werden wie er. Ihr Held. Es lag so viel Leben in der Vorstellung, ein Ritter zu sein: Abenteuer erleben, Witwen und Waisen helfen ... Drachen töten. Mit der bloßen Hand.

Sie *musste* diesen Schlüssel bekommen! Nur – woher? Leonie lehnte sich an die Mauer des Bergfrieds und grübelte. Schließlich fiel ihr die Frau ohne Lächeln ein, die auf dem Rasenplatz gesessen hatte und deren Mann mit John befreundet war. Wenn ihr Gefühl sie nicht täuschte, sagte sich das Mädchen, war die Gauklerin Raimundus' Mutter. Ohne Rücksicht auf die Frage, weshalb die traurige Dame in diesem Fall nicht am Lagerfeuer im Wald zu finden gewesen war, machte die kleine Löwin sich auf den Weg zu dem Ort, an dem sie einander schon einmal zuvor begegnet waren.

Die Frau saß tatsächlich vor dem buntbemalten Wagen auf dem grasigen Platz. Leonie wünschte sich, als sie näherkam, sie hätte den Papagei nicht John überlassen, dann hätte sie jetzt eine Möglichkeit gehabt, sich in Erinnerung zu rufen; das erwies sich aber als unnötige Sorge, denn die Frau erkannte sie wieder.

Der Mund unter den blonden Locken lächelte zwar nicht, aber Leonie wurde die Möglichkeit gewährt, mit der Gauklerin zu sprechen. Als sie den Schlüssel erwähnte, fuhr die Frau auf.

»Fragt Raimundus!«, keifte sie mit einer Stimme, die Johns höchste Töne um Längen übertraf. »Er ist bei seinen Freunden. Irgendwo da draußen!« Sie wies in eine unbestimmte Richtung jenseits der massiven Mauer.

Leonie zwinkerte verblüfft. Natürlich hätte sie den kleinen Gaukler fragen können, das war ihr nur nicht eingefallen! Die Frau schimpfte weiter: »Los, geht endlich! Ihr seid wohl auch eine von ihnen, was?« Damit nahm sie ihre Leier, sprang auf und schlug auf Leonie ein, dass das Instrument fast barst.

Das junge Mädchen floh.

Als sie den Mann hinter sich bemerkte, lief sie eilenden Schrittes auf das Stadttor zu. Sie musste es erreichen, bevor er sie einholte! Sie *musste* ...

Eine Hand packte sie an der Schulter. Dann noch eine.

Leonie vollführte eine halbe Drehung, um ihren Verfolger zu sehen, und riss sich gleichzeitig, so heftig sie vermochte, los. Im Laufen lauschte sie auf die Geräusche hinter sich. Es waren zwei Angreifer, dem Klang ihrer Stiefel nach offensichtlich Männer. Beide rannten hinter ihr her.

Sie ließ den verschlossenen Bergfried links liegen und rannte auf das Tor zu. Schwere Schritte hinter ihr, dann plötzlich ein Schrei. Sie drehte sich nicht um, lief einfach weiter.

Kurz bevor Leonie die Stadtmauer erreichte, bemerkte sie, dass hinter ihr keine Schritte mehr zu hören waren. Sie wandte sich im Laufen um.

Nichts.

Das konnte eine Falle sein.

Als sie sich, nach allen Seiten witternd, wieder der Mauer zuwandte, bog ein großer Mann um die Ecke. Es war Raimundus' Vater.

*

Der kleine Gaukler kam aus dem Staunen nicht heraus, als Leonie ihm davon erzählte. Sie waren jenseits des Stadttores, am Rande des Walds, aufeinandergetroffen. Raimundus hatte seinen Vater kommen sehen und ihm zugewinkt; der Gaukler hatte den Gruß erwidert, sich dann aber abge-

wandt und war eilenden Schrittes wieder in der Richtung verschwunden, aus der sie gerade gekommen waren. Leonie berichtete.

»Dein Vater hat gesehen, wie deine Mutter mich ... anschrte. Mitsamt ihrer Leier. Ich bin weggelaufen, und als er versuchte, mich einzuholen, kam ein blau gekleideter Ritter von der Seite, der offenbar etwas Unfreundliches mir gegenüber im Schilde führte. Dein Vater hat ihn niedergeschlagen und mich aus Chesterford hinausgeführt.« Leonie grinste dankbar.

»Was hattest du eigentlich in der Stadt zu suchen?«

»Ich weiß nicht. Ich suchte ...« Sie überlegte. »John. Ja. Ich suchte John.«

Oh ja, sie sehnte sich danach, mit dem Barden zu sprechen, und zwar allein, nicht in der Nähe der Gruppe am Lagerfeuer oder des alten Mannes. Also hatte sie tatsächlich *ihn* gesucht – und natürlich einen Hinweis auf die Herkunft des Bildes, das ihr während des Liedes über Dragon George wieder vor Augen gestanden hatte und das sie immer noch bei sich trug. *Deshalb* hatte sie sie auf den Turm steigen wollen. Aber wie konnte sie Raimundus das erklären, ohne lächerlich zu wirken?

Sie kam nicht dazu, diesen Gedanken weiterzuverfolgen, denn er platzte heraus: »John kam ins Lager, kurz nachdem du weggelaufen warst. Möglicherweise ist er immer noch am Feuer ...«

Diesmal waren es Raimundus' Gedanken, die unterbrochen wurden. Leonie bahnte sich mit Händen und Füßen den Weg durchs dichte Unterholz, so schnell sie eben konnte. Die Brombeersträucher, deren Dornen bei jedem Schritt nach ihren Beinkleidern griffen, nahm sie gar nicht richtig wahr.

*

John stand am Feuer und sang mit dem fremden Barden im Duett. Der alte Mann schlug begleitend seine Trommel, die Sänger spielten die Leier dazu. Unwillkürlich dachten die beiden Ankommenden an die Erzählung vom unbekanntem Flötenspieler, der vor vielen Jahren in dieser Gegend aufgetaucht war. In einem langen schwarzen Umhang, dessen Kapuze einen Großteil seines Antlitzes verdeckte, hatte er sich manchem Barden für einen Tag oder zwei angeschlossen, um dann wieder in anderer Richtung weiterzuziehen. Genau so ein Spieler fehlte hier, obwohl die

Geschichtenerzähler ihr Herz in das Lied hineinlegten, das sie gerade sangen.

John sang wieder seine Melodie, *ihre* Melodie, Fionas Melodie. Die Melodie, die Leonie die Wahrheit ins Herz gelegt hatte, oder die sie sie hatte wahrnehmen lassen. Er sang sie fröhlich und ausgelassen. Die Löwin sah den Barden an und schwieg. Hier war er ganz in seinem Element: Die langen Haare lagen über seiner linken Schulter, die Augen glänzten, der Mund lächelte verschmitzt, aber das offene Gesicht verriet sein Glück. Das Mädchen hielt den Blick unbeirrt auf ihn gerichtet, bis er seinen Kopf ihr zuwandte und sein Antlitz vor Überraschung aufblitzte.

Es bedurfte keiner Worte, als das Lied beendet war. Sie sahen einander an und gingen dann gemeinsam einfach irgendwohin. Schließlich fanden sie sich auf den Mauerresten wieder, schräg gegenüber dem Fluss. John erzählte. Der Papagei saß auf seiner Schulter.

»Ja, ich habe mit Raimundus gesprochen. Und mit Fiona. Ich ... weiß, was mit Ricardo geschehen ist. Es tut mir leid.«

»Schon gut«, erwiderte Leonie mühevoll, aber gefasst.

»Cuculaínn geht es gut«, fuhr er fort.

»Woher weißt du das?«

»Das tut nichts zur Sache. Glaub's mir einfach nur.«

Das Mädchen zuckte mit den Schultern. »In Ordnung.« Sie schwiegen eine Weile.

»Ich ... ich werde Ricardo niemals vergessen«, brachte Leonie schließlich hervor.

John antwortete nicht, aber er dachte bei sich: Und was, kleine Löwin, ist, wenn das Leben dich zwingt, ihn zu vergessen, um dich erinnern zu können?

Es war unangenehm still. Nur um überhaupt etwas zu sagen, unterbrach Leonie das Schweigen erneut: »Hast du den anderen Barden singen hören? Von Dragon George? Das war lustig.«

John hob erstaunt den Kopf. »Was war denn daran lustig?«

»Dass er genau von dem Helden gesungen hat, den ich so bewundere.«

»Hättest du es auch so lustig gefunden, wenn du gewusst hättest, dass ... sagen wir mal ... Dragon George Ricardo umgebracht hätte?«

»Natürlich nicht!«

»Nun, er ... hat eine Menge Leute auf dem Gewissen.«

»Dragon George? Unmöglich! Oh nein, nicht Dragon George«, beeilte Leonie sich zu bemerken.

»Doch«, sagte John und wandte sich von ihr ab, »leider. Viele Menschen. Und einen Drachen.«

Leonie beschlich das unangenehme Gefühl, das sie bereits an diesem fremden Altar empfunden hatte, damals zur Frühstückszeit. Und mit einem Mal kam ihr ins Bewusstsein, dass Dragon George diesen Altar verehrt haben musste. Die alten Sagen, die sie noch vor Sekunden mit Macht in ihren Bann gezogen hatten, kamen ihr plötzlich abscheulich vor.

Schockiert fixierten sich ihre Gedanken auf diese Ahnung. Dabei erst fiel ihr auf, dass John von diesen Erzählungen niemals gesungen hatte, geschweige denn gesprochen. Er hatte immer nur schweigend hingegenommen, was sie über ihren Helden berichtete, und stolz versprochen, sie an die Stätten seines Wirkens zu führen, in seiner Heimatstadt. Aber er hatte nie selbst davon erzählt.

»John«, begann Leonie und wagte einen Vorstoß. »Du weißt doch mehr über die Gaukler und diese Stadt, als du mich wissen lässt.«

Er verblüffte sie einmal mehr, indem er unumwunden zugab: »Ja.« Sie wartete auf eine Fortsetzung, aber diese blieb aus.

»Weshalb ist Raimundus' Vater nicht mit hierher ins Lager gekommen?«, fragte die kleine Löwin mutig.

Der Barde fuhr auf und sah ihr mit durchdringendem Blick direkt in die Augen, aber sie wich ihm nicht aus. Es dauerte eine ganze Weile, bis er klar und deutlich sagte: »Seine Frau hat Angst, dass Raimundus und ich ihn auch noch auf unsere Seite ziehen, und er will sie nicht verlieren, deshalb entspricht er ihrem Wunsch, sich von uns fernzuhalten.«

»Unsere ... Seite? Welche Seite?«

»Nun ja ... Fernando ist mit mir sehr gut befreundet, seit ... Seit einiger Zeit. Und seine Frau behauptet, dass ich Raimundus Flausen in den Kopf gesetzt habe, als ich ihm von den Büchern in Fionas Höhle berichtete.«

»Und, war das der Fall? Hast du ihm Unsinn erzählt?«

»Vielleicht schon, jedenfalls aus ihrem Blickwinkel. Für sie ist es ebenso abstoßend, nur einen einzigen Gott anzubeten, wie es für dich ist, mehrere zu verehren.«

Leonie schwieg eine Weile. Der traurige Blick der Blondinen ging ihr nicht mehr aus dem Kopf, der Blick, als sie von Raimundus gesprochen hatte. Der Blick, als sie John erkannt hatte. »Das ist doch noch nicht alles«, beharrte sie.

»Lass mich in Ruhe!«, fauchte John.

Leonie fuhr erschrocken zurück, fasste sich und bat: »Bitte, sag' es mir.«

Der Barde ließ sich schließlich überreden und gestand: »Ich kannte sie einmal sehr gut.« Dann stand er auf und ging auf eine Brieftaube zu, die sich auf den Mauerresten niedergelassen hatte und hier und da auf den Steinen pickte.

Leonie glaubte, er sei nicht geneigt weiterzusprechen, und hakte nach: »»*Kannte?* Warum nicht ›*kenne?*«

Diesmal erhielt sie schon nach dem ersten Mal eine Antwort. »Sie ist früher einmal allein umhergezogen, lange vor Raimundus' Geburt. Das war für eine Frau natürlich besonders gefährlich, also trug sie eine Kapuze und ...«

»*Sie* ist der unbekannte Flötenspieler?«, unterbrach Leonie. »Wow!«

»Guck' mal«, sagte John unvermittelt und warf die Taube in die Lüfte. »Hopp!«

»John, noch einmal – warum hast du gesagt, du *kanntest* sie?«, wiederholte Leonie.

»Ich wollte meine Freiheit«, sagte er knapp. Seine Stimme verursachte der kleinen Löwin noch immer Unbehagen. Sie begriff, dass einer von beiden den anderen alleingelassen hatte, und ihr war ziemlich klar, wer von beiden das gewesen war. Doch trotz seiner viel zu hohen Stimme und trotz seiner undurchsichtigen Vergangenheit spürte sie, wie sehr sie ihn vermisst hatte.

Auch John schien die Verbindung wahrzunehmen, die zwischen ihm und dem Mädchen bestand. Er beschloss, der kleinen Löwin noch ein klein wenig mehr von sich preiszugeben, und nahm seine Leier zur Hand. Der Barde entschied sich für eine andere, bei weitem nicht so tiefgreifende Melodie und sang aus vollem Herzen:

Right in the middle of nowhere at all
have I oftentimes dwelt and listened with joy

to how the flowers and trees gave answer to my call
and made me feel free like a bird in the wind.

But every wild bird needs a place to return to at night
when the cold winds are haunting the land
for those flowers and trees and the storms and the seas
might make their voices sound hollow some time.*

Leonie trat von hinten an ihn heran. »Du sprichst die Sprache der Bäume?«, fragte sie zärtlich.

Er fuhr nicht zusammen, oder doch nur ein ganz kleines bisschen, denn er hatte sie erwartet. »Ja«, sagte er schlicht und blickte über die Zinnen der Stadtmauer hinweg in die sternleuchtende Ferne.

Leonie erwartete seinen Abschied und fragte sich, ob es ein Naturgesetz war, das einen Menschen, den man zu sehr liebte, von dem Menschen, der ihn liebte, wegführte, oder ob es unberechenbares Schicksal war, das John und sie wieder trennen würde. Sie wusste, dass er gehen würde. Und dieses Wissen, das ahnte sie, würde sie die Ereignisse der folgenden Tage wie in Trance erleben lassen. Sie hatte keine Möglichkeit, klar zu denken oder Pläne zu fassen. Über allem lag diese grenzenlose Melancholie.

Schließlich fiel ihr ein, was Raimundus zu ihr gesagt hatte. Über den Kult, und den Propheten. Auch ihre eigenen Gedanken während der Gespräche mit ihm kamen ihr in den Sinn. Und dass sie vielleicht *John* blind glauben würde, aber nicht Raimundus.

»John«, fragte sie, »wohin führt uns das alles? Seit ich von diesem Gott weiß, geschieht ein Unglück nach dem anderen.« Ängstlich wegen sei-

* Genau in der Mitte von nirgendwo
habe ich oft gestanden und mit Freude gelauscht,
wie die Blumen und Bäume meinem Rufen Antwort gaben
und mich frei fühlen ließen wie ein Vogel im Wind.

Aber jeder wilde Vogel braucht einen Platz, zu dem er nachts zurückkehren kann,
wenn die kalten Winde im Land spuken,
denn jene Blumen und Bäume, die Stürme und Meere
könnten eines Tages ihre Stimmen hohl klingen lassen.

nes drohenden Abschieds nahm sie, ohne Hinzuschauen, die Hände des Barden in die ihren.

»Nein«, sagte John und lächelte. Er sah sie nicht an. »Nicht *seitdem*. Schon vorher. Die ... Unbekannte starb, bevor du von ihm erfuhrt.«

»Aber auch zu diesem Zeitpunkt war schon nicht mehr alles so wie früher. Ich fühlte mich mit den hiesigen Göttern nicht wohl. Sie ... sind abscheuliche Fratzen. Böse Geister!«

John sah das Mädchen noch immer nicht an. Er gab auch keinen Kommentar. Er hörte einfach nur zu. Und dann sagte er, klar, deutlich und eindringlich: »Leo, du musst Caitlín finden. Such weiter, hörst du? Gib nicht auf.«

Die kleine Löwin stutzte. Tatsächlich war sie nahe daran gewesen, Caitlín zu vergessen. Oder vielmehr ... Die fremde *Frau* zu vergessen. Nicht das Siegel. Ein Leuchten erschien auf Leonies Gesicht, als sie antwortete: »Natürlich nicht! Ich gebe nicht auf. Ich finde sie.«

Da geschah das Unfassbare: Der traurige Barde lächelte. Nur für einen Augenaufschlag, aber es war unverkennbar: Er lächelte.

»Das«, John griff nach dem Amulett, das an einem Lederband über ihrem Herzen hing, und das Lächeln huschte durch seine Augen und ihre Winkel auf die Stirn davon, »das ist dein Kapital. Verliere es nicht, hörst du? Es ist dir anvertraut.«

»Ich werde Caitlín finden und ihr das Siegel zurückgeben«, sagte Leonie entschlossen.

»Gut«, sagte John schlicht. »Und vergiss nicht: Es ist dir anvertraut.«

»Sicher«, stimmte Leonie zu, und sie staunte über die zweifache Ermahnung. »Die Fremde hat es mir zugeworfen.«

»Nein«, sagte John, »oder vielmehr: Ja. Beziehungsweise: Nein.«

Leonie musste lachen. »Entscheide dich mal«, forderte sie. Er aber blieb todernst. Die einzige Regung, die sie an ihm wahrnahm, war, dass sein Blick, der zum Himmel gerichtet war, sich ein wenig verdüsterte. Sie folgte mit den Augen den seinen und sah die große Zahl der Sterne.

»Glaubst du, eine Fratze hat all das geordnet?«, fragte der Barde und summte die Melodie.

»Nein«, sagte Leonie. Plötzlich begriff sie, worauf er hinauswollte. Aber das war lächerlich: Ein Gott, der Ricardo sterben ließ, ohne ihm

zu helfen, hatte keine Macht, das alles da draußen zu beherrschen! Sie drehte sich voller Verachtung um und wollte gehen. Da sah sie, wie ein kleines Rotkehlchen vor ihr den Schnabel öffnete und sang. Die große Melodie.

»John«, fragte das Mädchen, plötzlich in höchstem Maße erregt, »vielleicht könnte es ja doch sein, vielleicht hast du Recht ... Könnte es nicht sein, dass ...«

»Sprich es nicht aus! Sprich nicht aus, was du längst schon sicher weißt!«

John hatte sie angeschrien, damit hatte Leonie nicht gerechnet. »Warum nicht?«, fragte sie, von seinem Ausspruch überrascht und getroffen. »Warum soll ich schweigen über das, was ich weiß?«

Ungefähr zur gleichen Zeit jagte Wulfhart in Chesterford ein Kind. Er tat das äußerst, äußerst ungern.

»Weil es besser ist«, antwortete John. »Deine Worte treffen bei mir auf kein unwissendes Ohr. Also brauchst du es hier und jetzt nicht auszusprechen. Und was die meisten anderen angeht – einem Ohr, das das zu Sagende noch nicht vom Herzen her erfasst hat, kann man nicht berichten.«

»Oh«, sagte das Mädchen in die entstehende Stille hinein. Der Barde seufzte.

»Erlebe«, sagte er. »Sprich nicht soviel.«

Die erneute Ermahnung ging Leonie zu weit. »Du erzählst doch auch dauernd etwas!«

John lächelte erneut, voller Verständnis für ihren plötzlichen Trotz. »Ich erzähle nur Geschichten. Sie geben in der Verschlüsselung der Sprache wieder, was ich selbst erfahren habe, und Menschen, die genau dasselbe fühlen, verstehen es. Aber die anderen nicht, denn ich spreche es nicht aus.«

Wulfhart ließ von der Fährte des Kindes ab, folgte stattdessen Leonies Spuren und fand einen Weg.

Die junge Löwin schwieg verwirrt und sann über die Äußerung des Bardens nach. Ein Herz, das das, was die Ohren vernahmen, nicht zu deuten vermochte – dem die Einsicht, die Erkenntnis fehlte ... Leonie dachte an Cuculaínn und hoffte, dass ihm eines Tages die innere Erfahrung geschenkt würde, die ihn leben ließ.

Nach einer Weile fragte sie: »John – du bist traurig, ich bin traurig, und Fiona ist allein – alles nur wegen diesem Gott. Warum folgst du ihm?«

»Warum folgst *du* ihm?«

»Weil ... wegen der Melodie. Alle, die ich gern habe, singen sie.«

»Siehst du«, sagte John.

Leonie schwieg.

*

Am nächsten Morgen lief das Mädchen im Frühnebel barfuß durch das taufeuchte, kalte Gras auf den Baum zu, hinter dem sie den Barden hatte einschlafen sehen.

»John«, sagte sie, »ich werde gehen. Ich werde gehen und es Cuculaínn erzählen. In einer Geschichte. Vielleicht lässt er dann ab von seiner Rache.«

Der Barde antwortete nicht.

Das Mädchen lief um den Baum herum, fand aber niemanden.

»John«, rief sie, »John!« –

Niemand.

Eine Weile lief sie ungläubig auf der Wiese umher, auf der Suche nach ihrem Barden, aber John war nirgends zu sehen. Schließlich, als sie sich gerade erschöpft unter einen Baum gesetzt hatte, entdeckte sie etwas, das ihre Augen fesselte und ihre Aufmerksamkeit unwiderstehlich auf sich zog. Sie konnte nicht anders, sie ging auf die merkwürdige Erscheinung zu.

Es war ein Haus, nicht größer als ein Glockenapfel, mitten in der Krone eines Baums. Aus dem einzigen Fenster und der offenstehenden Tür drang warmes gelbes Licht. Während Leonie sich darauf zubewegte, schien es größer und größer zu werden. Schließlich nahm es ihr gesamtes Blickfeld ein. In der Tür stand ein Zwerg.

»Hallo«, sagte Leonie.

»Hallo«, sagte der Zwerg. Und sprach weiter: »Ich weiß, was du vorhast. Ich würde es nicht tun.«

»Ach, und *warum* sollte ich es nicht tun?«, fragte Leonie indigniert. Was für eine merkwürdige Äußerung, besonders deshalb, weil sie sich keines so großartigen Vorhabens bewusst war, dass Fabelwesen sich dafür interessieren könnten!

»Darum nicht«, sagte der Zwerg, und trotz der Frieden verheißen-
den Geranientöpfe im Fenster seines Hauses schlug er unsanft mit einer
winzigen Keule auf ihren Kopf. Sie sackte zu Boden.

»Entschuldigung«, sagte der Zwerg, nur konnte Leonie das momentan
nicht hören. »Aber das musste sein.«

*

Als Leonie erwachte, fand sie sich auf einer moosbewachsenen Lichtung
wieder. Vor ihr verschwand der Wald in einer merkwürdigen milchigwei-
ßen Luftspiegelung. Sie rieb sich die Augen und den schmerzenden Kopf
und starrte schlaftrunken vor sich hin. Da erschien auf der flüchtigen
Materie ein Bild. Es war Cuculaínn.

Leonie erstarrte.

Er rammte wieder und wieder sein Schwert in den Ritter, der Ricardo
umgebracht hatte.

»Nein!«, schrie Leonie.

Der Angesprochene drehte sich um, als habe er etwas vernommen, aber
es war offensichtlich, dass er sie nicht mit den Augen wahrnahm.

Dafür sah Leonie. Sie sah seinen Arm, der wieder und wieder nieder-
stach. Am schlimmsten aber waren seine Augen: Sie glühten vor Gier und
Freude in seinem zur Fratze verzerrten Gesicht. Er war in einem Kreislauf
gefangen, aus dem er nicht entkommen konnte.

»Cuculaínn!«, weinte Leonie verzweifelt. Er wandte sich wiederum ihr
zu.

Für einen Moment sahen sie einander direkt in die Augen. Dann ver-
schwand die Luftspiegelung.

Was blieb, war nur Leonies trauriger Gesichtsausdruck.

*

Eine Ewigkeit später, Leonie hatte sich noch immer nicht von der Stelle
gerührt, erschien ein Knappe auf der moosigen Lichtung. Er führte
ein leuchtenschwarzes Pferd mit ebensolchen Augen und zitternden
Nüstern am Zügel. Der Rappe war prächtig geschmückt, über und

über mit Silber verziert. Der Knappe kam direkt auf die kleine Löwin zu.

»Hier«, sagte er, ohne sie zu grüßen, und drückte ihr die Zügel in die Hand. Sie war zu paralysiert, um zu antworten. Es war, als könne kein Gefühl, keine Überraschung zu ihr durchdringen.

»Es ist von Cuculaínn«, sagte der Knappe.

Leonie erwachte aus ihrer Erstarrung. »Wie bitte?«, fragte sie verwirrt.

»Von Cuculaínn«, wiederholte der Knappe geduldig, aber nicht ohne ein schelmisches Grinsen in den Mundwinkeln. »Er schenkt es dir.«

»Ja«, sagte Leonie wie zu sich selber, »in Ordnung.« Sie brachte kein Dankeschön über die Lippen.

Der Knappe drehte sich um, um wegzugehen, doch kurz bevor er in das Dickicht des Waldes eintrat, hielt er einen Moment lang inne und sagte eindringlich: »Du solltest das, was lebend daran war, erretten.«

Leonies Gedanken rasten. Was war es, das sie erretten sollte? Offensichtlich etwas, das einstmals lebendig gewesen war, aber weshalb hatte der Bote gesagt ›lebend *daran*‹? Lebend woran? Und was hieß, sie *sollte* es tun; hatte sie die Möglichkeit bereits verpasst oder sollte sie aufpassen, damit das nicht geschah? Was bedeutete das alles?

Sie stürzte dem Knappen hinterher. Aber der war unauffindbar.

Von gelegentlichem Schluchzen geschüttelt, stapfte die Löwin durch das Gras auf die Lichtung zurück. Das Pferd sah sie mit seinen sanften Augen an, als verstünde es das alles.

Das Löwenjunge ließ sich ins Gras fallen. Die Hände erhoben, den Blick nach vorn gewandt, schrie Leonie in plötzlichem Erkennen: »Sprich *du* zu mir! – Die Welt vermag es nicht.«

*

Der einzige sichtbare Fußpfad, der die Lichtung verließ, führte das Mädchen geradewegs zu Fiona. Als Leonie die Höhle erkannte, verspürte sie zu ihrer Überraschung große Lust, daran vorbeizulaufen. Dieses Gefühl steigerte sich, sie wollte wegnennen, fliehen, so schnell sie konnte. Einige unentschlossene Sekunden vergingen, und diese Zeit reichte aus für die Entscheidung, erst einmal einzutreten und dann, gegebenenfalls, wieder zu gehen.

Die edle Dame sagte nichts, fragte nichts, war nicht erstaunt. Sie hörte einfach zu.

»Er hat nichts verstanden«, sagte Leonie. »Cuculaínn. Er kann es nicht begreifen. Ich bin überzeugt davon, dass er es um meinetwillen versucht hätte, wenn es ihm möglich gewesen wäre. Aber er konnte es nicht. – Wie kann es denn dann das Richtige sein, wie kann es die Wahrheit sein?«

Die Frau im langen Umhang wartete einen Moment und antwortete dann, sämtlicher Verteidigung entblößt: »Ich weiß nicht mehr, was Abbild ist, was echt. Alles, was ich tun kann, ist zu warten und zu hoffen, dass mir irgendwann erneut der Weg gewiesen wird.«

Leonie erwartete eine Sekunde lang, dass sich in ihrem Herzen ein Gefühl der Unsicherheit breit machen würde, weil selbst Fiona nicht allwissend war, aber das Gegenteil geschah: Sie fühlte sich plötzlich unendlich geborgen. Und sie hoffte um der alten Dame willen, dass ihr erneut sicheres Wissen geschenkt werden würde.

»Fiona, glaubst du, dass das geschehen wird – dass du deinen Weg wieder finden wirst?«

»Ich wüsste nicht, was ich sonst glauben sollte.« Die alte Dame lächelte.

Sie schwiegen, und Leonie versuchte, mit ihrem Verstand die Bedeutung der Behauptung auszuloten, bis sie die Unendlichkeit des Vertrauens erkannte, die in Fionas Worten lag. Dabei fiel der jungen Löwin etwas ein.

»Fiona, mir geht ein seltsamer Gedanke nicht aus dem Kopf. Der fremde Barde, der alte Mann am Feuer ... Raimundus ... Sie alle warten auf den Seher. Den, der so vieles weiß und uns davon erzählt. Wenn sie Recht damit haben ... Am Feuer damals hat man mir erzählt, dass der Prophet womöglich bereits unter uns weilt, oder dass er diese Welt vielleicht sogar schon wieder verlassen hat. Dann müsste irgendjemand jetzt das große Wissen haben, oder gehabt haben. Und ich dachte, dass vielleicht ...« Sie zögerte. »Ich meine, Ricardo war es, der mich hierhergeführt hat. Der mich immer weitergetrieben hat ...«

»Ja«, meinte Fiona gedankenverloren, »was ist, wenn er es war?«

*

6.

Leonies Rosenbeet

Isabels Hof war berühmt für seine Feste. Die besten Barden des Landes wetteiferten das ganze Jahr hindurch miteinander im Dienste der Königin. Der Rappe, der einst Cuculaínn gehört hatte, schritt mit stolz erhobenen Kopf an weißen Blumengittern entlang und unter Arkaden hindurch, der ganze Körper des Pferdes war angespannt. Das Klappern der Hufe auf dem Boden war völlig gleichmäßig, nur scheinbar unterbrochen von gelegentlichem Schnauben. Leonie hielt den Atem an. Es roch intensiv nach Ginster und verblühten Nelken. Die engen Pfade weiteten sich auf einen großen, ebenfalls blumentumrankten runden Platz hin.

An diesem Ort hatte sie die Königin erwartet. All ihre Hoffnung hatte auf dieser Unterredung gelegen. Aber Isabel hatte nicht verstanden, was Leonie sagen wollte. Sie sah nicht, wie schrecklich die Tradition der Fehde für einzelne Menschen war. In ihren Augen schien es nicht nur selbstverständlich, sondern sogar notwendig, dass Cuculaínn die Schande rächte, die ihm und Ricardo angetan worden war. Es war wie bei den Opferfesten: Isabel glaubte, durch Vergeltung des Übels das Gleichgewicht der Welt wiederherstellen zu können.

Für Leonie stand diese Wahrheit nicht mehr ganz so fest. Sie spürte eine gewaltige Sehnsucht nach der Möglichkeit, selbst auf diese Weise in das Weltgeschehen eingreifen zu können, aber auf der anderen Seite auch das Elend, das ebendieses Vorgehen verursachen würde. Solche Fehden nahmen kein Ende, das wusste sie. Gewalt erzeugte Gewalt, Racheakt folgte auf Racheakt. Ohne Vergebung gab es keinen Ausweg.

Isabels Hoftambour spielte einen Tusch: Die Audienz war beendet. Die Königin hatte zuendegesprochen, unwiderruflich, und Leonie fühlte sich unendlich allein, ebenso wie bei ihrer ersten Unterredung. Auch jetzt noch war diese Einsamkeit spürbar für sie, als erschreckende Kälte, aber auch als Herausforderung. Jetzt hatte sie eine Aufgabe, sie musste handeln. Niemand war da, der ihren Weg für sie gehen und statt ihrer Cuculaínn an seinem Vorhaben hindern konnte.

Ihr Pferd senkte den Kopf; sie ließ es geschehen. Das Tier schnaubte. Die Löwin dachte an Cuculaínn, und plötzlich war alle Etikette vergessen.

Die Tränen kullerten ihre Wangen hinunter. Sie würde ihn nie im Stich lassen! Er war kein böser Mensch. Er hatte ihr das Pferd geschenkt.

Dreitausend Meilen entfernt gestand sich ein Barde in zerschlissenem Wams nach langem Ringen endlich ein, dass er sich einen weiblichen Knappen wünschte.

Der Rappe eroberte sich seinen Platz auf dem Weg mit jedem Schritte neu. Geröll, das auf dem abschüssigen Weg oft in Bewegung geriet, machte sicheren Halt zu einem kostbaren Juwel. Leonie ging in leichten Sitz, ließ die Zügel fahren und vertraute den Schritten des Pferdes, das die Wildheit seiner Art noch nicht eingeübt hatte. Das Tier schnaubte und schüttelte den Kopf nach unten. Vorsichtig beugte Leonie sich nach vorn, soweit das Bergabreiten es zuließ, und tätschelte den warmen Hals. Der Geruch des Fells drang ihr vertraut in die Nase.

»Ist ja gut«, sagte sie laut, »wir sind bald da.« Sie fasste nach dem Siegel um ihren Hals: Es war noch dort. Hinter den Bäumen tauchte ein Vulkansee auf. Tiefblaues, beinahe schwarz wirkendes Wasser lud zum Trinken ein und benetzte Leonies Lippen mit einem kühlen Schauer. Es war nur eine kurze Pause, die sie sich und dem Rappen gönnte, aber sie reichte, um ihr zwei neue Ahnungen zu schenken.

Zum einen begriff sie, dass sie ohne Begegnungen mit Menschen oder Tieren nicht für immer glücklich werden könnte, obwohl sie mitunter Zeiten der Einsamkeit so notwendig brauchte wie Wasser und Brot. Zum anderen hatte sie plötzlich das Gefühl, etwas Wichtiges verpasst zu haben.

Lange Zeit sann Leonie darüber nach, was es gewesen sein könnte, das sie übersehen hatte, und ihre Gedanken kreisten um den merkwürdigen Ausspruch des Knappen: *Du* solltest das, was lebend daran war, erretten ... Diese Worte verstand sie noch immer nicht, aber ihr Verstand verweilte dank dieses Satzes bei Cuculaínn. Offensichtlich hing das, was sie nicht bedacht hatte, mit dem Herrn von Ailsworth Castle zusammen, den sie im Begriff war aufzusuchen, um ihn von einer lebensfeindlichen Gewalttat abzuhalten.

In Wirklichkeit, aber das wurde der kleinen Löwin erst im Laufe des Rittes klar, hatte Cuculaínn seine Rache längst vollzogen. Alles, was sie tun konnte, war zu versuchen, ihn in Zukunft von solchen Taten abzuhalten. Aber das, so spürte sie schon bald, war unmöglich.

»Ich bin«, sagte Leonie, während sie durch ein Wäldchen ritt, »auf der Suche nach Weisheit.«

Eine Eule schloss genüsslich die Augen, um sie einen Moment später nicht weniger genießerisch, aber dafür erstaunlich schnell wieder zu öffnen. Es war immer wieder ein Vergnügen zu sehen, wie die Menschen stocksteif starrend stehenblieben, wenn sie das erblickten. Vielleicht ließ dieser Anblick Leonie erkennen, was die Eule ihr nicht sagen durfte, bevor sie es erahnte.

»Ich bin«, sagte Leonie, »auf der Suche nach Begegnung.«

Die Eule schloss genüsslich die Augen, öffnete sie diesmal aber nicht wieder. Leonie verließ den Ort mit der Gewissheit, zumindest das gesagt zu haben, was die Eule hören wollte. Ob es die Wahrheit war, musste sich erst noch erweisen. Jedenfalls stimmte es im Moment – vielleicht. Wenn sie nur nicht immer so unsicher wäre! Manchmal fühlte sie sich wie eine gigantische Frage ohne Fragezeichen. Sie war erschöpft und wollte gar nicht noch mehr Erkenntnis zulassen, jedenfalls nicht jetzt und nicht auf so anstrengende Art und Weise.

Fiona sah den blauen Himmel, und sie sah das grüne Gras. Und sie fühlte sich daheim. Dies könnte ihr verlorengehen, so wie einstens es entschwand. Und dennoch: daheim. »Sie liebt dich, John«, sagte die alte Dame ins Dunkel der Höhle hinein.

*

Vor den Toren Chesterfords merkte ein Mann mit einer hellen Stimme auf, als ein Windstoß seine Haare verwirrte. Für einen Moment ließ er den Wind in seine Nase donnern, dann senkte er den Blick. In seinen Armen hielt er die Löwin geborgen. Er wollte nicht glauben, was er sah, und nicht glauben, was er fühlte. Er wollte weglaufen, weil er nicht wusste, was er zu tun hatte. Aber er blieb ganz still stehen. Alles, was er tat, war, dass er seine Arme noch fester um das Mädchen schloss, das sich gegen seinen Oberkörper lehnte, um es zu wärmen. Und um ein kleines bisschen die große Einsamkeit zu vertreiben, von der er wusste, dass sie da war und auch da sein musste, für eine Weile.

Vorsichtig lugte die Löwin in die kleine Runde der Anwesenden. Der Sohn des Gauklers sang unbefangen in die Gegend hinein, aber John wirkte traurig. Als er sie endlich ebenfalls ansah, trafen seine Augen eine Sekunde lang die ihren, und dieser Augenblick genügte. Die Löwin brach in Tränen aus. Verzweifelt drehte sie sich um, als sei der brennende Schmerz in ihrem Herzen nur dann an den salzigen Tropfen ablesbar, wenn sie weiterhin dem Licht des Feuers zugewandt blieb.

Ohne es selbst zu bemerken, setzte die Löwin einen Fuß vor den anderen, immer weiter, einfach voran. Sie näherte sich der Dunkelheit am Waldrand und traf dort auf Fiona.

»Sieh ihn dir an«, sagte die alte Dame und wies auf den Barden. »Sieh ihn dir genau an. Du vertraust ihm, weshalb also läufst du davon?«

In Fionas Stimme fand sich nur Ermutigung, keinerlei Drängen, und Leonie war dankbar dafür. Ihr Blick wanderte zu ihren Freunden zurück. Von Ferne sah John noch trauriger aus. Da nahm etwas in ihr allen Mut zusammen; sie lief, so schnell sie konnte, zum Feuer zurück und umarmte den Barden, der das überhaupt nicht verstehen konnte. Nach einer Weile blickten beide zum Waldrand zurück, aber da war niemand mehr.

Das Mädchen und der Barde gingen ein Stück den Weg entlang, gemeinsam schweigend. »Ich glaube«, sagte die kleine Löwin schließlich unsicher, »ich habe bisher noch keinen Menschen wirklich geliebt.« John schwieg, und Leonie war sicher, dass er sie verstand. »Ich glaube, ich liebe den Rappen. Er ist genau wie ich – genauso freiheitsliebend, genauso ehrlich, genauso dickköpfig ... Er ist fast wie ein Freund für mich.«

John machte sich nicht, wie sie befürchtet hatte, über diese Worte lustig. Er ging auch nicht auf sie ein. Alles, was er sagte, war: »Leo, es könnte sein, dass du einen sehr einsamen Weg gehen musst.« Dabei musste ihm, genauso wie ihr selbst, klar vor Augen stehen, dass sie diesen Weg bereits beschritten hatte. Sie konnte nicht mehr zurück, weil sie so war, wie sie war – freiheitsliebend, ehrlich und dickköpfig. So war sie, und so wollte sie sein.

John war der große Geschichtenerzähler in ihrem Leben, der Mentor, nach dem sie sich so lange gesehnt hatte. Und doch war Distanz. Sie musste gehen.

»Ich werde dich nie vergessen«, sagte sie. »Es kann sein, dass ich die Geschichten über dich verfälsche, weil ich dich gernhabe. Aber ich werde erzählen, solange das Jetzt es verlangt.«

Er drückte ihren Arm, dann nahm er ihre Hand. Und schließlich lag sie der weibischen Stimme in den Armen.

»Was willst du jetzt tun?«, fragte John, leise und zärtlich. »Ich meine, wenn du mit Cuculaínn gesprochen hast?«

»Ich bau' mir eine Hütte«, sagte Leonie. »Mit meinen eigenen Händen. Aus Holz. Mitten im Wald.«

»Dann wirst du sehr einsam sein. Kein Mensch hält es aus, nur mit Bäumen zu sprechen.«

»Ich weiß. Aber nirgendwo sonst ist mein Platz.«

Der Barde nickte. »Dann ist es vielleicht richtig, was du tust.«

»Wo wirst du hingehen, John?«

»Ich weiß noch nicht. Der Taube nach. Überall und nirgends.« Er lächelte, wieder einmal, und zuckte mit den Schultern.

Leonie lachte. Wenn auch ein wenig traurig.

»Gut«, sagte sie. »Überall und nirgends. Dann kann ich also, wo immer ich bin, mit dir rechnen.«

»Wer weiß?«, lächelte John. »Wenn der Himmel es will, führt mich der Weg auch zu dir.«

Damit verschwand der große Barde im Wald wie Dragon George in der Geschichte. Leonie blickte ihm noch lange nach, soweit die dichten Bäume es erlaubten.

Dann ging sie zurück zur alten Mauer, dorthin, wo selten jemand hingelange, und dorthin, wo sie mit Ricardo gesessen hatte, mit dem zusammen sie das Siegel hatte offen sehen dürfen. Auf dem Feld in der Nähe des großen Tores hatte sie einen jungen Rosenbusch ausgegraben, den sie jetzt im Schutz der Mauer wieder einpflanzte. So hatte sie es in Erinnerung: Der wunderbare Duft, als das Siegel aufsprang, sollte auch andere Menschen erfreuen. Besondere Menschen, solche, die sich an die Mauern alter Burgen begaben.

Sie hatte gar nicht erst nachgesehen, ob am Fluss tatsächlich Rosen wuchsen. Ihr war klar: Es war derselbe Duft, den sie von ihrer Mutter her kannte. Nachdem sie das Büschchen eingepflanzt hatte, fühlte sie sich

wunderbar frei und spürte in sich eine unstillbare Sehnsucht nach dem Duft eines alten, wildwachsenden Rosenbusches. Noch ein letztes Mal verwendete sie die Sprache der Bäume, die sie über alles liebte.

Die Sprache, die so rein war und nur Wahres zum Ausdruck bringen konnte.

Alles, was sie sagte, war: »Thanksgiving is a strange thing to a child, but gratitude will fill her countenance forever.«*

*

* »Zu danken ist dem Kinde fremd. Doch Dankbarkeit erfüllt ihr Antlitz immerdar.«

7. Die Burg

Es war der kurze Moment nach dem Regen, wenn die Welt plötzlich ganz rein ist und die Sonne zu ihr kommt. Leonie drehte sich vor dem Stein rechtsherum. Rechter Fuß, linker Fuß, rechter Fuß ... angekommen. Linksherum. Im Herunterbeugen drei, vier Schritte zurück. – Wie umarmt man die ganze Welt?

Wer hat mein Herz zum Schlagen gebracht? Wer lehrte die Würmer das Graben?

Du solltest das, was lebend daran war, erretten.

Oh ja, das würde sie. Versprochen. Sie würde das Leben lieben, das Leben selbst, nicht nur das ihre. Der dichte, undurchdringliche Urwald, der zu Cuculaínn führte, konnte sie nicht hindern. Alles auf dem Weg war lebendig und grün: grün in allen Schattierungen, nacheinander sanftes Lindgrün, das satte Grün des Mooses und die vielen noch unbenannten Töne, dazu diejenigen, für die stets junge Namen ersonnen wurden, um immer wieder neu die Freude zu erleben, die jedes Geschöpf an einem anderen haben kann, wenn es wirklich liebt.

Die kleine Löwin hatte zu sich selbst gefunden.

Das Siegel auf ihrer Brust leuchtete in einem unbeschreiblichen Grün und war so schön, dass sie es immer wieder anschauen musste. Schließlich öffnete sie es und sah, neben dem Bild ihrer Mutter, durch den wunderbaren Spruch hindurch ihr eigenes Antlitz. Das Zeichen auf der Außenseite war für Momente auch innen sichtbar, und die Löwin begriff. Caitlín, nicht Dragon George, war ihr Vorbild. Sie wollte so sein wie *sie*.

Und sie war bereits zu Caitlín geworden.

Nein, sie war die ganze Zeit Caitlín gewesen, nur damals noch als Kind, als Löwenjunges.

Jetzt wollte sie sich auf den Weg machen, um auch in Caitlíns Zeit das Löwenherz stets in sich zu bewahren.

Bevor sie zu Cuculaínn ging, begab sie sich nach Chesterford, um das Kind zu retten, das vor dem Häscher nur knapp hatte in Sicherheit gebracht werden können. Wulfhart hatte sich, nachdem Leonies Spuren vor Chester-

ford im Nichts verschwunden waren, wieder auf seine Fährte begeben, aber auch dieses Mal gelangte er nicht zum Ziel: Jedes Mal, wenn er sich kurz vor der Erfüllung seines Auftrags wähnte, stieß er lediglich auf einen jungen Gaukler in viel zu großen Hosen, der dem Bild des Kindes, das er suchen sollte, so gar nicht entsprach. Leonie hatte herzlich gelacht, als sie davon erfahren hatte: Raimundus war offensichtlich ein echter Ritter. Nur eben nicht äußerlich.

Der einzige aus der Gruppe der Krieger, die Ricardo umgebracht hatten, der Cuculaínns Rache entkommen war, weil ein neuer, geheimer Auftrag ihn auf andere Wege geführt hatte, fand die Spur des Kindes nicht mehr und verfolgte stattdessen Cuculaínn. Es war der letzte Weg, den er beschritt.

*

Die hölzerne Hütte stand mächtig, doch in Frieden gegen die Bäume im Hintergrund, eingefasst von schwarzer, modriger Erde. Der Mann, der sich ihr auf einem kleinen Esel näherte, zögerte.

»Was meinst du, sollen wir hineingehen?«, fragte er sein Handpferd, und seine nicht ganz schulterlangen Haare wehten hin und her, als er sich herumdrehte, bis sie schließlich wie Stroh um seinen Kopf lagen, so wie sie es zuvor getan hatten. Die Augen des Pferdes wie die des Esels glänzten, und der Mann fasste den Entschluss, die Hütte zu betreten. Doch dazu sollte es nicht kommen.

Die schwere Eichentür wurde von innen geöffnet, und eine junge Frau trat heraus. Ihr langes, schwarzes Haar wallte um ihre Schultern, und ihre grünen Augen blitzten. Sie hatten die Farbe ihres Kleides. Als sie den Ankömmling erblickten, wurden sie noch eine Nuance dunkler.

Das Kind an der Hand der jungen Frau versteckte sich ängstlich hinter ihrem Kleid. Sie war wie gelähmt, konnte ihm nicht einmal über den Kopf streichen, um es zu beruhigen. Der Mann im graustruppigen Haar war einst ihr Freund gewesen.

»Ihr ... hier?«, fragte sie, unsicher, wie sie den Barden nach so langer Zeit anzusprechen hatte.

»Ja«, sagte er und startete auf das Kind an ihrer Hand, »ich bin wieder zuhause, Leonie.«

Er sah alt und verbraucht aus, so, als ob er Hilfe bräuchte. Zugeben jedoch würde er das nie, das war ihr klar. Weshalb also war er gekommen?

»Es gibt etwas, das du wissen solltest. Etwas über deine Mutter, Leonie.«

Die Andeutung ließ sie erstarren. »Du kanntest meine Mutter?«, fragte sie in höchster Aufregung.

»Ja«, sagte er einfach.

»Woher?«

»Wir haben gemeinsam im großen Buch gelesen. Du weißt schon, das Buch in Fionas Höhle.«

»Und dann?«

Der Barde zögerte. »Dann ... ist sie gegangen.«

»John, komm schon, das stimmt nicht. Erzähl' es mir!«

»Sie ... war in den Augen der anderen abtrünnig geworden, weil sie behauptete, dass das große Buch alles an Wahrheit enthielte, was sie wissen müsste, um so zu leben, wie unser Gott es wünscht. Das konnten die anderen nicht akzeptieren. Sie bestanden auf der Notwendigkeit der beiden kleineren Bücher, die links und rechts neben dem großen Werk in der Höhle liegen, und auf der Einzigartigkeit des Wissens, das der Seher bringen würde.« Der Barde seufzte. »Blanca hat nichts weiter getan, als auf stille Weise glücklich zu sein. Sie haben sie unglücklich gemacht.«

Er schwieg. Leonie drängte: »Und weiter?«

»Blanca war ganz allein: Sie konnte nicht nach Chesterford zurückkehren, weil zu diesem Zeitpunkt Menschen anderen Glaubens dort nicht gemieden, sondern umgebracht wurden; und sie konnte nicht in Ruhe im Waldlager leben, denn dort ließ man sie jeden Tag spüren, wie ›anders‹ sie war. Ich habe versucht, ihr zu helfen und Frieden zu stiften, aber Raimundus' Mutter kam dahinter. Du erinnerst dich, wir kannten einander einmal sehr gut. Sie war eifersüchtig auf das, was sie für eine Liebesbeziehung hielt, und verriet uns an ihre Gefährten.«

Leonie sog scharf die Luft ein. »Ihre Gefährten« – das waren die Anhänger der Gerichtstage und Opferfeste. »Und dann?«

John zögerte. Schließlich holte er tief Atem und sagte leise, aber deutlich: »Sie haben sie umgebracht.«

Er blickte zu Boden und erst eine geraume Weile später wieder auf sie. Ihre Augen trafen sich auf ganz besondere Weise.

»Diese Tat wirkte wie ein Friedensvertrag, denn die Menschen in Chertford und Oaktown Cliffs glauben an die Wirkung von Vergeltung. Damals begann eine Zeit der gegenseitigen Duldung, die heute noch anhält. Fiona und ich gaben dich in die Hände der Dörfler, denn die Waldleute wollten die Tochter der Abgefallenen versklaven. Es tut mir leid, dass du beim Müller dann trotzdem so unglücklich warst. Ich glaubte damals, es sei das Beste, dich bei einem der Dörfler unterzubringen. Die Anhänger unseres Glaubens waren nicht weniger gefährlich für dich, glaube mir ... Ich hoffte, du würdest später vielleicht von allein deinen Weg zu unserem Gott finden. Und so ist es dann ja auch gekommen.«

Eigentlich hatte Leonie ihm sagen wollen, dass sie an seiner Stelle ebenso gehandelt hätte, aber da war wieder dieser besondere Blick, der in ihr einen Gedanken und ein Gefühl gleichzeitig weckte.

»Bist du ... mein Vater?«, fragte sie atemlos und wagte kaum weiterzusprechen. Ja, so einen Vater wollte sie haben!

Er erkannte ihren bewundernden Blick und deutete ihn richtig. So behutsam wie möglich, aber mit fester Stimme, antwortete er: »Nein.«

Leonie senkte den Blick, als habe er sie auf schlimmste Art gedemütigt.

Unerschütterlich fuhr er fort: »Ich bin Raimundus' Vater. Ich weiß nicht, wer dein Vater war. Blanca stand einfach plötzlich da, mit dir an ihrer Hand.«

Leonie begriff, dass die Suche der vergangenen drei Jahre an dieser Stelle im Nichts verlief. Sie hatte eine Möglichkeit gefunden zu leben, und dank John wusste sie nun auch, wer ihre Mutter gewesen war. Aber ihren Vater würde sie wohl niemals finden. Und auch John würde sich bald wieder von ihr verabschieden, das fühlte sie. Sie konnte ihn nicht halten. Plötzlich erschien alles völlig sinnlos und leer. Und so saßen die Freunde für eine Weile einfach da, jeder ohne einen Gedanken, der mit dem anderen geteilt werden konnte, verzweifelt auf der Suche nach einem guten Wort.

Schließlich unterbrach die kleine Löwin die Stille. »Erzähl' mir noch eine Geschichte«, bat sie, »nur noch eine. Schenk' sie mir. Damit ich durch das Leben komme.«

»Aber«, flüsterte er leise und nahm ihre Schultern mit Leichtigkeit in seinen langen Arm, »du hast bereits genug Geschichten in dir.«

»Nein«, antwortete sie und wagte kaum, ihn anzuschauen, »ich habe nur meine Träume.«

Er lachte leise. »Das ist dasselbe.«

»Ich brauche deine Geschichten, John. Sonst kann ich den Schmerz über Cuculaínn nicht ertragen. Ich habe ihn nicht wiedergesehen, aber das weißt du ja sicher. Ich habe den Weg zu ihm nicht mehr gefunden. Dieser Schmerz verfolgt mich seit Jahren, der Schmerz über ihn und über ... Du weißt, wen.«

»Leonie, ich kann dir keine Geschichten mehr erzählen. Selbst wenn ich wollte, ich dürfte es nicht. Fiona würde dir dasselbe sagen. Frage sie.«

»Aber warum denn nicht? Ich verstehe das nicht. Früher hast du doch auch nicht an deinen Geschichten gespart.«

»Früher«, sagte er langsam, und dabei blickte er nachdenklich in die Ferne, »früher war ich auch noch derjenige, der sich Geschichten ausdenken hatte. Jetzt bist du es.«

»Ich? Ich kann das nicht.«

»Du musst erleben, und das, was du erlebst, das musst du weitergeben. Du solltest das, was lebend daran war, erretten, erinnerst du dich?« Es traf sie schmerzhaft, beinahe wie ein Pfeil, als er so sprach. Ja, das könnte in der Tat ihr Auftrag sein. Aber sie war nicht sicher. Im Gegenteil: Sie fühlte sich so entsetzlich unsicher ...

»Aber John, selbst wenn ich das muss – ich kann wohl kaum durch meine eigenen Geschichten leben. Sie sind keine Träume für mich. Du hast mir immer Träume mitgeschenkt.«

»Nicht ich war es, der dir die Träume gab«, versetzte der Barde.

Leonie verstand, und jetzt war sie diejenige, die lächelte. Aber die Unsicherheit ihres Auftrages brach sich Bahn, und wieder einmal fragte sie: »Warum? Ausdenken, erzählen, das geht ja vielleicht noch! Aber das andere – *erretten* ... Das kann ich nicht, das kann überhaupt kein Mensch allein! Aus welchem Grunde muss ich all das tun?«

Der Barde schwieg. Und schließlich, mit einem Grashalm im Mund und auf dem Weg, darauf zu blasen, nuschelte er in der Sprache der Bäume:

»We've taken the lonely road, you know? I guess we've got to stick to it as long as we're supposed to.«*

Das Amulett auf Leonies Oberkörper leuchtete, als Johns rechte Hand nach ihm griff. Der Grashalm in seiner linken kitzelte ihren Nacken, als er sich ihr zuwandte. Sie wusste, dass sie im Begriff war, etwas Verbotenes zu tun, aber sie wusste auch, dass es notwendig war. Der weitgereiste Barde, undurchschaubar und unberechenbar, umarmte die kleine Löwin, die das Schicksal zur Stiefmutter gemacht hatte und die sich so einsam fühlte wie noch nie. In diesem Moment begriffen sie beide, was sie einander zu schenken hatten. Und dass es ihr Geheimnis bleiben musste.

Der Dichter küsste sanft die tiefschwarzen Haare, bevor er sich zurücklehnte und über sie hinweg in die Wolken sah. So saßen sie noch lange beieinander, bis die Sonne unterging und es kühler wurde. Es war Zeit, sich in die Hütte zu begeben. Dann geschah, was geschehen musste. Das Kind schlief tief und fest auf seinem Lager, als Leonie sich von der Decke erhob und zum dritten Mal den Mentor ihres Lebens verabschiedete, der in der Ferne verschwand wie ein Segelschiff im Wind – langsam und stolz, mit den Masten gen Himmel und Berührung zum Meer.

*

Im Westen leuchtete es blau über den Wipfeln der Bäume, obschon die Sonne bereits untergegangen war. Der Wald stand pechschwarz und kühl gegen dieses Wunder. Kein Baum sprach zu ihr. Leonie wurde im aufkommenden Wind angst und bange. Aber da war etwas viel Größeres, das zu ihr sprach, das sie einhüllte. Wie zur Bestätigung leuchtete im Blaurosa des Westens auf dem grünen Hügel eine Burg.

Die Löwin stieg im Schatten der Burgmauer vom Pferd und legte die Zügel des Rappen locker über einen Zweig. Das Tier verstand sofort: Es sollte bleiben. Doch wenn Verfolger kämen, wäre es frei, um wegzulaufen, wie es der Natur des Herdentiers entsprach. Es prustete ins Gras. Leonie lachte leise und tätschelte die Kruppe.

* »Wir haben den einsamen Weg eingeschlagen, verstehst du? Ich denke, wir müssen darauf weitergehen, solange es von uns erwartet wird.«

»Jetzt aber still«, wisperte sie. Cuculaínn durfte sie erkennen, er würde ihr nichts antun, aber was war, wenn man in Oaktown Cliffs noch nicht vergessen hatte, wenn man sie in Ailsworth Castle vermutete? Die wilden Wälder hatten in Unzugänglichkeit das Heimliche bewahrt, doch hallten aus der Ferne stets Gerüchte. Der freundliche Warnruf einer lieben Seele hieß sie wachen.

Im Schatten einer Nische in der Mauer stand ein Schild. Leonie klopfte das Herz bis zum Hals, als sie die Finger sacht über den Schmutz und den Staub gleiten ließ, um das Motiv darauf zu erkennen. Es war ein Adler auf grünem Grund, mit silbernen Seerosen im Kreis.

Cuculaínns Wappen.

Wenn er hier war, musste sie ihn sprechen. Ihm sagen, wo das Leben wirklich lag. Ihm zeigen, dass er selbst das Leben entdecken konnte, überall. Auch wenn es nicht so aussah. Er sollte Mitstreiter werden. Und aufhören, töten zu müssen.

Leonie dachte an das Kind in ihrer Hütte und seufzte. Wulfhart hatte ihm nichts antun können. Ihm nicht. Aber Ricardo, denn sein Reitertrupp hatte ihn verfolgt.

Sie schritt an der Mauer entlang und kam zu einer Nische, an deren Wänden verschiedene Moose wuchsen. Von unten lächelte ein Löwenzahn herauf. Leonie lächelte zurück. Von oben floss der Rest des Regenwassers ab, es herrschte strahlender Sonnenschein. Ein herrlicher Frühlingstag. Über dem Rand der Mauer leuchtete ein kleiner Regenbogen.

Und in der Mauer war ein Durchgang, ein Loch im Gestein, breit genug zum Durchschlüpfen für eine Frau.

Die Burg war ungeschützt.

Die Sonne strahlte. Spinnweben leuchteten, die ersten Hummeln summten.

Die Löwin kletterte über das Geröll zu einem Turm an der Innenseite der Mauer und kletterte hinauf bis an ein Fenster. Es stand offen. Der Duft vom letzten weißen Flieder mischte sich mit starkem Ginsterdunst und würzte die Luft, so dass sie fast darin ertrank. Kirschen, Magnolien und Mandelbäume standen in voller Pracht und Blüte.

Unten im Garten stand Cuculaínn und starrte das Mädchen an, das die Haare zum ersten Mal ganz offen trug. Sie sah zu ihm hinunter und

dann über ihn hinweg in die Ferne. In diesem Garten fehlte noch etwas. Er winkte und bedeutete ihr zu kommen, und sie leistete seiner Aufforderung Folge. Doch auf dem Weg zu ihm, gleich außen vor dem Turmtor, blieb sie stehen.

Der Rosensetzling, den sie mitgebracht hatte, konnte an dieser Stelle vielleicht gedeihen. Gut, möglicherweise irrte sie sich, denn sie war schließlich kein Gärtner, doch sie wollte es versuchen. Mit bloßen Händen grub sie ein Loch in die Erde und pflanzte. Wie erwartet, verharrte Cuculaínn in der Mitte des Gartens und kam nicht zu ihr herüber. Nachdem sie ihre Arbeit beendet hatte, setzte sie ihren Weg zum Ritter von Ailsworth Castle fort. Im Schatten eines der verstreut stehenden Bäume, die freigiebig angenehme Kühle spendeten, begann sie zu sprechen.

Sie fasste Cuculaínns Hand, langsam, ganz langsam, während sie erzählte. Ihr ganzes junges Herz schüttete sie vor ihm aus und wurde dabei selbst völlig leer. Er sah sie mit dem gleichen verliebten Blick an wie damals am Feuer. Aber es war aussichtslos. Er verstand nicht, das war deutlich. Ob er sich darum bemühte oder nicht, erfuhr Leonie nie. Aber sie ahnte es.

*

Nachdem sie zuendegesprochen hatte und Cuculaínn sich mit unbeschreiblich angenehmer und eleganter Höflichkeit verabschiedet hatte, stand die kleine Löwin noch lange, sehr lange im Freien und blickte in unbestimmte Fernen. Der Wind, der sich an der Burgmauer brach und durch den Garten wehte, strich um ihre Nase und streichelte ihr Gesicht, mal sanft und weich, mal heftig und mit Leidenschaft. Und plötzlich vernahm sie deutlich ein paar Worte.

Von nirgendwoher und überall zugleich schienen sie zu kommen, diese Worte, und sie trafen genau die Gedanken, die ihre Gefühle lange schon gekannt hatten, die sie aber in Worte gefasst noch nicht einmal ihrem eigenen Denken anvertraut hatte. Sie sprachen: »Leben heißt Sehnsucht, Lernen, Lieben ... Im Grunde das, was jeder Baum dir sagt. Lebe im Jetzt!«

Erschrocken drehte Leonie sich um. Sie konnte nicht herausfinden, woher die Stimme kam. »Wer bist du?«, fragte sie. Niemand, nicht einmal

ein Geräusch – der Wind war verstummt, und sie konnte nicht sagen, wann ... Hastig blickte die Löwin noch einmal rund um sich herum, jeden Schatten beobachtend, ob er sich bewege wie ein Mensch. Für einen Moment meinte sie Fionas Silhouette wahrzunehmen, hinter einer Nische in der Burgmauer, oder vielleicht auch davor, im Baum. Doch als sie dort ankam, war nichts zu sehen und zu hören.

Nach einer Weile spürte sie den Drang, nicht weiter nachzudenken, sondern zu laufen. Der Mond ging auf und erleuchtete die beinahe stockfinstere Nacht. Der Wind war wieder zu spüren. Die tiefhängenden Zweige einer eigenwillig in alle Richtungen wachsenden Rotbuche bremsen Leonies Schritte. Sie stieg über einen Wurzelstrunk, und dann stand sie auf dem Gipfel des Berges, links auf dem Plateau, das von undurchdringlichem Tannenwald beherrscht wurde. Der Anblick verschlug ihr sekundenlang den Atem. Als sie spürte, dass alle Sinne von der Umgebung mit Beschlag belegt wurden, gab sie sich den Stimmen der Außenwelt hin.

Der Wind sprach keine Worte mehr, er sang. Und Leonie versuchte zur Abwechslung einmal, dem Wind von seinem Schöpfer zu erzählen. Spielerisch und leicht, im Einklang mit dem himmlischen Hauch, weil sie ohnehin sicher war, dass er es bereits wusste. Als sie dem Wind das alles anvertraut hatte, ohne es selbst zu verlieren, hörte sie Cuculaínnns Stimme. Sie folgte der Stimme, bis sie den Ritter schließlich jenseits des Tannenwaldes fand.

Es war ein langer Weg, rund um das Plateau, auf dem einzigen begehbaren Weg. Mehrmals hätte sie beinahe die Spur seiner Stimme verloren, die in den Bäumen und den Räumen der Lüfte verhallte. Dann sah sie ihn vor sich. Er konnte sie nicht entdecken, weil sie hinter einem Baumstamm Schutz und Versteck fand, aber sie sah ihn im Licht des Mondes klarer und deutlicher als jemals im hellsten Sonnenschein.

Und Cuculaínn sang. Er stand auf dem Gipfel des Berges, aufrecht, so wie es damals die Fremde getan hatte, und sang. Ein Ritter in voller Rüstung, im Nebel zwischen dem Grünbraun der Burg und dem duftenden Schwarzgrün des Waldes. Er sang die Melodie der großen Sehnsucht, die Himmel und Erde verbinden kann, aber er sang sie ohne jede Leidenschaft. Die Ahnung der Ewigkeit, das Unendliche des Hier und Jetzt waren ihm fremd. Leonie spürte, dass sie das Ende ihrer Freundschaft erlebte.

Nur einmal noch wollte und musste sie ihn sehen, um sich von ihm zu verabschieden, wie er es verdiente. Sie stieg die steile Wendeltreppe hinauf, langsam, Stufe für Stufe, Schritt für Schritt, um nicht zu stolpern, und fand Gefallen daran, jede Etappe voll auszukosten und zu erspüren. Sie gewann das Gefühl, wirklich zu leben. So nahm sie sogar zu den Steinen noch Kontakt auf. Und für eine Weile vergaß sie den Gedanken, der sie noch unten am Fuß der Treppe so beschäftigt hatte: dass es kaum einen Menschen auf der Welt gab, mit dem sie über die Dinge reden konnte, die sie im Innersten beschäftigten. Falls es überhaupt möglich war, so Großes in Worte zu fassen. Im Grunde war ein gelungenes Gespräch nichts als ein verbaler Ausdruck eines Zustandes, den man im Inneren fühlte und beim anderen erahnte.

Dieser Gedanke kam Leonie wieder in den Sinn, als sie sich Minuten später von ihrem Ritter verabschiedete. Er nahm es hin, als habe er es die ganze Zeit geahnt. Im Hinausgehen wandte sie sich noch einmal um und winkte ihm zu.

»Pass' auf dich auf«, murmelte er und drehte sich in Richtung der kleinen Kemenate um, die weiter im Burginneren lag. Als er sich in der Türöffnung nach links wandte, konnte Leonie im Schein der Fackel einen Moment lang sein Gesicht klar erkennen.

»Wie schön er ist«, dachte sie. Ihr Herz zersprang fast vor Sehnsucht, aber sie rief ihm nicht nach. Sie stand einfach nur still und sah verwundert auf die Tränen in ihrem Innern.

Stocksteif.

Fest gehalten.

Caitlín.

*

Vor dem Tor, am Waldrand, begegnete die Löwin Fiona. Die edle dunkelhaarige Dame sagte nichts, lächelte nicht, nur ihre Augen blitzten freundlich. Ihr Inneres blieb rätselhaft. Sie regte sich nicht. Das Mädchen ihr gegenüber würde von jetzt an ihren eigenen Weg gehen, dieses Umstandes schien sie gewiss.

Auch Leonie war dessen sicher. Sie wandte sich mit einem kurzen Gruß ab und drehte sich nicht mehr um. Vielleicht, eines Tages, würde sie zurückkommen. Jetzt war es Zeit für ihre eigenen Abenteuer.

Und Leonie versprach der Welt, der feuchten Erde, allem, was von wahrem Leben durchflutet war, den einzigen Eid, den zu leisten sie imstande war: Sie würde versuchen zu *leben*. Der Tannenduft drang in ihre Nase, und ebenso grüßte sie der Geruch des Grases und des Bodens. Hier war sie zuhause. Und hier würde sie bleiben. Überall da, wo die Schöpfung mit ihr sprach.

*

In Cuculaínns Burggarten wuchs der Setzling, den Leonie gepflanzt hatte, langsam zu einem Rosenbusch auf – was immer das bedeuten mag. Und mit ein bisschen Phantasie werdet ihr, ihr Weisen, Denker, Wissende, begreifen, weshalb Leonie fürderhin ein ruhiges Leben führte, zwar bis zu ihrem Tode ohne einen Mann an ihrer Seite, aber auch ohne ständig auf Abenteuersuche zu gehen. Und manchmal, ja, manchmal – da warf ihr das Leben ein paar Abenteuer auf den Gehweg wie Blüten vor die Füße einer Königin. Dann war die kleine Löwin glücklich wie nie zuvor. Denn Caitlín hatte ihre Wurzeln wiedergefunden.

* * *